Elise Kehl

Gedichte und Erzählungen einer Lehrerstochter aus Berge

Herausgegeben und kommentiert von
Volker Kehl

Elise Kehl, Gedichte und Erzählungen

Im Eigenverlag herausgegeben von Volker Kehl
Homberg, 2006
Druck: Lichtblick gGmbH, Hessisch-Lichtenau
Fotos: soweit nicht einzeln belegt, privat
Zeichnungen: Umschlagseite vorne und Kapitel „Heimat“: Dr. Otto Kehl
Scherenschnitte: Lotte Gützlaff
Alle Rechte vorbehalten.

Elise Kehl

Gedichte und Erzählungen einer Lehrerstochter aus Berge

1880 - 1962

Herausgegeben und kommentiert von
Volker Kehl

Inhalt

Vorwort **5**

Lebenslinien **7**

Glaube, Hoffnung, Liebe **27**

Gedichte

Heimat **59**

Gedichte

Erzählungen
Aus dem Leben einer einfachen Frau 74
Die Geschichte vom alten Henner 89
Das Gombeth'sche Annemarth 92
Ein Ausflug zum Hungersgraben 95

Humor **99**

Gedichte

Erzählungen
De Spellstowe 106
Hie gehört des Handtüch hen 119

Jahreszeiten und Festtage **125**

Gedichte

Tod, Schmerz und Not **165**

Gedichte

Erzählung
Tod einer Bäuerin 199

Literaturverzeichnis **202**

Vorwort

Meine Großmutter, Elise Kehl, ist mir als gütige, aber auch einsame Frau in Erinnerung geblieben, die körperlich unter kolikartigen Schmerzen litt. Schon früh versuchte sie, meinen Bruder Gunnar und mich für biblische Geschichten, Klaviermusik und Theaterspiel zu begeistern.

Obwohl sie selbst „nur“ die Volksschule in Berge besucht hatte, erschien sie uns als eine außerordentlich gebildete Frau. Zurückzuführen ist das sicher auf ihr stetes Bemühen, sich weiterzubilden, ferner auf das Milieu, in dem sie aufwuchs – eine Lehrerfamilie, in der der älteste Sohn Theologie studierte und später Pfarrer wurde.

Wir Kinder lernten die literarischen Ambitionen unserer Großmutter zuerst in Form von kleinen Theaterstücken kennen, die wir bei Familienfeiern – nicht immer ganz freiwillig – aufzuführen pflegten. Auch trug sie uns häufig ihre neuverfassten Gedichte zur Begutachtung vor und erzählte uns abends, vor dem Einschlafen selbsterdachte Märchen und lustige Erlebnisse aus ihrer Jugend. Nach ihrem Tode wanderten ihre Gedichte und Geschichten zunächst in Aktenordner und gerieten dann allmählich in Vergessenheit.

Als meine Tante Margret Kehl, geb. Lauber, 1999 begann, ihre eigene Lebensgeschichte und die ihrer Familie aufzuschreiben, erinnerte ich mich an Omas Gedichte. Ich bat die Tante, die Erlebnisse mit ihr ebenfalls aufzuschreiben und vor allen Dingen die in deutscher Schreibschrift (Spitzschrift) verfassten Werke der Großmutter in die heute gebräuchliche lateinische Normalschrift (Rundschrift) zu übertragen. Da sie diese viel besser lesen konnte als ich und die Gedichte und Geschichten auch mochte, hat sie sich mit Eifer dieser Aufgabe gewidmet und so eine wesentliche Vorarbeit zur Entstehung dieser Sammlung geleistet.

Dafür sei ihr herzlich gedankt! Die „Lebenslinien, Gedichte und Erzählungen“ zeichnen zum einen – sicherlich exemplarisch für viele – ein recht anschauliches Bild der Zeit- und Lebensumstände einer Kriegerwitwe, zum anderen drücken sie die Gefühle und Seelenlage der Autorin in ihrem wahrlich nicht einfachen Leben aus. Deshalb, so glaube ich, ist dieses Büchlein auch über die eigene Familie hinaus für Menschen unserer Region von Interesse. Da bei der Beurteilung von Literatur der historische Hintergrund stets mit einzubeziehen ist, gehe ich ferner davon aus, dass es zahlreichen Leserinnen und Lesern ähnlich ergehen wird wie mir, dass vieles in diesem Büchlein sie berühren und bewegen, sie teils erheitern, teils aber auch bedrücken wird.

Soweit die Originale Angaben zum Entstehungsjahr enthielten, wurden diese in Klammern beigefügt.

Zum Schluss möchte ich meiner Frau Helga und meinem Sohn Peter für die PC-Arbeit, Irmgard Sassenberg für das Korrekturlesen und Luise Pfeffer und Inge Wenk für die Detailinformationen aus Berge danken.

Volker Kehl Homberg 2006

Lebenslinien

Das vorstehende Bild zeigt einen Blick auf die Berger Kirche der ev. Landeskirche und das alte Schulhaus (Foto von 1913, Pfarrarchiv Berge).
Nachdem im 30-jährigen Krieg die Vorgängerkirche zerstört worden war und über 150 Jahre lang kein Gotteshaus in Berge bestand, wurde 1798 der Bau dieser Kirche vollendet. Schon seit dem 8. Jhh. soll am selben Ort eine Kirche mit Pfarrhaus gestanden haben, welche ursprünglich zu Mardorf gehörte.
Allmählich entstand eine Siedlung rund um das Gotteshaus, aus der sich das Dorf Berge entwickelte und Ende des 13. Jhh. erstmalig urkundlich erwähnt wurde. Im Volksmund wird Berge auch „Kebbelbach“ (Kippelbach) oder „Berkheem“ (Bergheim) genannt. Das Schulhaus auf dem Bild wurde 1877 gebaut und ersetzte an gleichem Ort ein kleineres Gebäude, welches 120 Jahre lang als Schule gedient hatte. 1938 wurde ein neues Schulhaus am Ortsausgang, Richtung Mühlhausen, eingeweiht, in dem bis zur Schulauflösung 1966 die Kinder von Berge unterrichtet wurden (s. u.a. Maifarth, Alfred, Berge erzählt aus seiner Geschichte, in: Kreisblatt für Fritzlar- Homberg vom 16. Februar 1952).

Abbildung rechts: Originalhandschrift der Autorin. Das Gedicht ist im Kapitel „Jahreszeiten und Festtage“, Seite 154 ,in Druckschrift zu finden.

Will es wieder Weihnacht werden?

Will es wieder Weihnacht werden?
Früh liegt auf die Erde Helle
Und das Herz, das kummervolle
Kennt nur Sorgen und Beschwerden!

—

Will es wieder Weihnacht werden,
Hier und dort in allen Landen?
Völker liegen tief in Banden,
Finden flehend hier auf Erden!

—

Kann es wieder Weihnacht werden?
Kommen Menschen die verblendet,
Wieder hin zu Gott gewendet,
Finden Frieden hier auf Erden?

—

Lebt es wieder Weihnacht werden,
Lebt in einem dunklen Herzen
Wieder leuchten Weihnachtskerzen,
Findet wird es dann auf Erden!

Meine Familie, meine Jugend ....

Am 27.08.1880 wurde ich, Elise Kehl, als jüngstes Kind meiner Eltern, des Lehrers Karl Konze und seiner Ehefrau Elisabeth Amalie, geb. Heise zu Berge, Kreis Homberg, geboren[1]. Mein Vater, ein Bauernsohn aus Deisel, Kreis Hofgeismar, war der Zweitjüngste von insgesamt vier Jungen.[2] Der Älteste übernahm die väterliche Bauernwirtschaft, die beiden anderen Brüder hatten sich jeder in eine Beamtenstelle eingearbeitet und mein Vater hatte den Lehrerberuf erwählt. Sein Onkel, ein Bruder seines Vaters, war Lehrer in Langenthal, einem kleinen Dörfchen in der Nähe seines Heimatortes.[3]

Der Onkel war Junggeselle geblieben und hatte den kleinen Karl, sein Patenkind, schon frühzeitig zu sich genommen, um ihn für die Präparandenanstalt, die er nach der Konfirmation besuchen sollte, vorzubereiten. Aus dieser Zeit wusste mein lieber Vater viel zu erzählen, welches uns Kindern immer viel Freude machte. Der Onkel hatte eine eigene Schafherde, die der kleine Karl morgens, bevor sie vom Hirten abgeholt wurde, und abends, wenn sie in den Stall kamen, füttern musste. Das Haus aufzuräumen, gehörte auch mit zu seinen Arbeiten; nur am Sonnabend kam die Wirtsfrau, „die Brüningen“, damit sie gründlich Ordnung machte. Sie brachte ihm auch sein Frühstück mit, das der Karl misstrauisch ansah. Dann sagte „die Brüningen“, damit er nicht im Zweifel war: „Es wieget 1 Prutt (1 Pfund).“ Er gab ihr dann mit einem Lächeln zu verstehen, dass er nicht an das Pfund glaubte. Der Onkel bezahlte volle Pension für sie beide. Mein Vater kam dann nach seiner Konfirmation nach Homberg. Er besuchte dort die Präparandenanstalt, später das Lehrerseminar daselbst und kam als junger Lehrer nach Bremen, später nach Wölfterode, Kreis Rotenburg.[4]

[1] *Heute: Berge – Stadtteil von 34576 Homberg/Efze*

[2] *Heute: Deisel – Stadtteil von 34288 Trendelburg – Landkreis Kassel*

[3] *Heute: Langenthal - Stadtteil von 34288 Trendelburg – Landkreis Kassel*

[4] *Heute: Wölfterode – Stadtteil von 36205 Sontra – Werra-Meißner- Kreis*

Dort heiratete er meine Mutter, eine Landwirtstochter, und ging später mit seiner Frau, zwei Kindern und seinen Schwiegereltern nach Berge (1874). Die älteste Tochter war ihnen schon als 4-jähriges Kind in Wölfterode durch den Tod genommen worden.

Meine Mutter hat ihr erstes Kind nie vergessen. Ich erinnere mich noch oft daran, wenn ich als Kind krank war, dass sie mir von dem verstorbenen Mariechen erzählte und sagte, dass das Mariechen am Ofen gestanden, mit den Händen auf dem Rücken verschränkt, gesagt hätte: „Mariechen friert." Sie sei dann sehr krank geworden und gestorben. In Folge solcher Erinnerung war meine Mutter dann immer sehr traurig, und auch ich trauerte mit ihr, um mein totes Schwesterchen, das ich nicht gekannt hatte und es doch so gerne einmal gesehen hätte.

Wir waren fünf Geschwister: Mein Bruder Otto, geboren am 12.12.1868, war der Älteste von uns. Dann folgten meine Schwester

Familie Konze um 1887
v.l.n.r. Minna, Mutter Elisabeth, Vater Karl (Lehrer und Kantor in Berge 1874-1906), davor Elise, Martha und Leni

Sohn Otto als Student in Marburg

Martha, drei Jahre jünger als er, dann Magdalene, vier Jahre jünger als Martha und danach Minna, die auch wieder drei Jahre jünger war als Magdalene. Als jüngste Tochter wurde ich zwei Jahre später in dem neu erbauten Schulhaus in Berge geboren.[1] Meine Eltern sind anfangs häufig umgezogen, daher hatten wir Kinder viele verschiedene Geburtshäuser. Otto und Martha wurden in Wölfterode geboren, Lenchen (Magdalene), als meine Eltern nach Berge kamen, in dem alten baufälligen Schulhaus. Als dieses abgerissen wurde, zog die Familie in ein Bauernhaus als Mieter. Dort wurde meine Schwester Minna geboren.

Als das neue Schulhaus fertig war, zog auch der Storch mit ein und brachte als Einzugsgeschenk ein kleines rundliches Menschlein in die schöne große Eichenwiege. In dieser Wiege muss ich mich sehr wohl gefühlt haben, denn ich liebte sie über alles. Noch als Schulmädchen stieg ich heimlich hinein und schaukelte nach Herzenslust. Sie war

Karl Konze mit seinen Schülern vor dem „neuen" Schulhaus in Berge. Zweite Reihe von unten, Zweite von rechts Elise Konze, 4. von rechts Minna Konze

[1] *Das ist das heutige „alte Schulhaus".*

größer und schöner als alle Wiegen im Dorf und ich weinte bittere Tränen, als sie dann an Nachbarsleute verschenkt wurde. Vielleicht aber hatte ich auch die Hoffnung gehabt, noch ein Brüderchen oder Schwesterchen zu bekommen.

Meine Großeltern mütterlicherseits, die auch mit nach Berge übergesiedelt waren, sind wohl mit meinem Eintritt in das Leben nicht einverstanden gewesen, doch blieb ihnen nichts weiter übrig, als mich in der Reihe ihrer Enkelkinder zu dulden. Immer wurde mir später gesagt: „Dich wollten wir ja gar nicht haben, die Großeltern wollten Dich auch nicht." Das hat mich oft tief betrübt. Meine erste Erinnerung in meinem 4. Lebensjahr ist dieser Ausspruch gewesen.

Ich hatte Naturlocken und dadurch einen wirren Krauskopf, der mir häufig missfiel. Beim Kämmen des Haares ging es ohne Spektakel nie ab. Eines Tages hatte ich mich mit Kamm und Bürste ausgerüstet und bestieg einen Nachttisch, der zwischen zwei Fenstern stand, in deren Mitte ein schmaler Spiegel hing. Da blickte mir ein trotziges Kindergesicht mit braunen krausen Locken entgegen. Ich bürstete und zerrte an diesen herum, aber sie waren so widerspenstig, dass ich betrübt von dem schon wackeligen Rokokotisch herunter kletterte. „Willst Du denn da herunterfallen, Du Kletterliese", rief meine Mutter, die dies gerade noch mitbekommen hatte.

Meine Schwester Martha hatte eine sehr freigiebige Hand. Überall im Dorf wussten dies die Leute. Ich, als Kleinste und Jüngste in der Familie, fühlte mich verpflichtet, manchmal ihrer Mildtätigkeit Einhalt zu gebieten, als sie zum Beispiel meine schöne große Puppe dem Mariechen aus der Dorfschmiede schenken wollte. Ich selbst war erst 10 Jahre alt und spielte noch mit Puppen. Meine Schwester Martha war die reinste Gemeindeschwester und hätte eine gute Pfarrersfrau abgegeben. Denn wo im Dorf ein Kind geboren wurde, kochte sie gute Fleischsuppe oder Frikassee und schickte mich damit zu den Wöchnerinnen oder auch Kranken.

Dies tat ich nicht ungern, denn es bot sich mir dann gleich die

Gelegenheit, den kleinen Erdenbürger aus nächster Nähe zu besichtigen, der mir freilich mit seinem roten, manchmal recht runzeligen Gesicht nicht immer gefallen wollte. Wenn dann die Mutter das kleine, gewickelte Bündel liebevoll in den Arm nahm, es auf die Stupsnase küsste und es auch mir für einen Augenblick in die Arme legte, war ich wohl stolz auf diese Ehre, aber küssen hätte ich es nicht mögen und wunderte mich, dass die Frau es tat. Ich konnte damals noch nicht wissen, dass eine junge Mutter ihr kleines Wickelkind so sehr liebte und ihr nichts auf der ganzen Welt so lieb und schön dünkte, als dieses kleine zappelnde Wesen mit dem Runzelgesicht und dem zahnlosen Mund. Später, als mir selbst mein erstes Kind in den Arm gelegt wurde, wusste ich um die Liebe und das Glück einer jungen Mutter.

Wenn ich hier etwas abschweife vom Thema, das ich mir gewählt habe und in dem ich mein eigenes Leben schildern wollte, so liegt das wohl daran, dass meine Schwester Martha schon früh in meinem Leben eine Rolle spielte und zum Teil auch mithalf, mich zu erziehen, da meine Mutter leidend und der Aufgabe nicht gewachsen war. Die 15-jährige Martha nahm die Zügel dann auch fest in die Hand und manchmal, wenn sie gar so streng wurde, schimpfte ich für mich hin und ballte die noch recht kleine Faust in der Tasche. Wenn sie mich zum Fleischholen nach Homberg schickte, als ich schon zur Schule ging, und sie mir ein Körbchen gab, das für die Menge oder Größe des Bratens viel zu klein war, protestierte ich immer, da der Metzgermeister Stolzenbach, der das Körbchen zubinden musste, mir jedes Mal sagte, dass ich ein größeres Körbchen mitbringen müsste. Dann schämte ich mich vor den Leuten, die lächelnd zu mir hinsahen. Vielleicht galt aber ihr Lächeln mehr der kleinen Käuferin mit den roten Bäckchen und den braunen Locken als dem kleinen Körbchen. Wenn ich dann nach Hause kam, war ich böse auf meine Schwester und sagte ihr, dass ich das Körbchen nicht mehr zum Fleischeinkauf mitnehmen würde. Martha hatte es einmal auf dem Kirmesmarkt in Homberg gekauft, sie nahm es aber als angehende junge Dame nicht wie ein Bauernmädchen selbst in die Hand. Es schien ihr also gerade

passend für mich und dem Zweck entsprechend. Dinge, die sie gekauft hatte, mussten auch eine Verwendung haben.

Als es wieder Samstag war und ich mit dem Körbchen in die Stadt gehen sollte, widersetzte ich mich ganz energisch und sagte, sie möchte gefälligst selbst gehen, und sich auslachen lassen. Aber, da hatte ich ihren Zorn herausgefordert und sie gab mir einen derben Klaps. Jetzt war die Reihe an mir, aufzubrausen. Ich fuhr wie eine Hornisse auf sie los, warf ihr das Körbchen vor die Füße und lief, so schnell es eben ging, zum Hause hinaus in den Blumengarten zu meinem Vater, der gerade im Bienenhaus nachsehen wollte, ob die Bienen die Waben schon alle zugedeckelt hatten und er den Honig in der Schleudermaschine schleudern konnte. Da Martha schon hinter mir war, schlüpfte ich schnell ins Bienenhaus. In aller Eile erzählte ich den Vorgang und, oh Freude, mein sonst so gestrenger Vater hatte Verständnis für mich. Als Martha ihr entrüstetes Gesicht zum Bienenhaus hineinstecken wollte, stand mein Vater in der Tür und ich schadenfroh hinter ihm. Martha erläuterte ihren Standpunkt, aber mein Vater blieb unbeeindruckt. Er lächelte etwas und sagte dann streng zu Martha: „Von heute an möchte ich, dass ihr drei Schwestern abwechselnd jeden Sonnabend das Fleisch in der Stadt holt. Es hat mir schon lange nicht gefallen, dass die Kleine in die Stadt geschickt wird, wo doch noch größere Geschwister da sind. Was kann da unterwegs alles passieren.“ Nun brauchte ich nicht mehr alleine einkaufen zu gehen. Ich ging hin und wieder als Begleitung mit, um so meine kindliche Neugierde zu befriedigen. Zu sehen gab es genug und auch zu kaufen für kleine Leute.

Als meine Schwester Lenchen konfirmiert worden war – sie hatte schon viel zuhause mitgeholfen – schickte mein Vater Martha in ein Pensionat und zwar in ein Pfarrhaus nach Niederelsungen, Kreis Wolfhagen, um zu lernen, wie man einen Haushalt führt und wie sich ein gebildeter Mensch zu benehmen hat.[1] Es waren sechs junge Mäd-

[1] *Heute: Niederelsungen – Stadtteil von 34466 Wolfhagen – Landkreis Kassel*

chen in dem Pensionat, und man kann schon sagen, dass die Ausbildung mustergültig war.

Denn als meine Schwester nach einem halben Jahr nach Hause kam, richtete sie unseren Haushalt so ein, wie sie es gelernt hatte und alles ging wie am Schnürchen. Anfangs sah ich ihrem Tun und Treiben etwas misstrauisch zu, konnte Martha schließlich meine Anerkennung nicht versagen.

Es begann eine fröhliche Zeit in unserem Haus. Wenn ich auch hin und wieder helfen und neben meinen Schularbeiten allerlei anderes verrichten musste, so tat ich das nicht mehr so ungern. Martha backte herrliche Rührkuchen mit guter Bauernbutter und sechs großen Eiern drin. Wir nannten sie Natronkuchen, weil man reines Natron als Treibmittel verwandte, denn Backpulver war damals noch nicht im Handel. Wenn wir Gäste hatten, stand dann neben dem Streusel- und Apfelkuchen ein solch großer Natronkuchen auf dem Tisch. Zuweilen gab es auch Schmalzkräppeln, die wir uns leisten konnten, da wir ein Kirmesschwein von 50 Pfund schlachteten und später, nach Weihnachten, zwei weitere Schweine von 280 bis 300 Pfund.

Oh, wir hatten einen vollen Haushalt, das kann man wohl sagen. Die 14 Gänse im Herbst, von denen keine verkauft wurde, wanderten auch alle in die Bratpfanne. Neujahr wurde die letzte verzehrt. Sie schmeckte uns noch genau so gut wie die Martinsgans. Wenn ich heute (um 1950) meinen Enkeln von den 100 Würsten in unserer Speisekammer erzähle, sehen sie mich ungläubig an. Sie haben ja nur Kriegszeiten erlebt und können sich davon keine Vorstellung machen. Auch meine Söhne wissen davon nur vom Hören-Sagen. In ihrer Kindheit erlebten sie nur, dass ihre Mutter von Homberg auf das Land ging, um die Leute um Mehl, Eier und Butter zu bitten. Wurst habe ich nie bekommen, da man glaubte, die Städter könnten sie nicht vertragen, und der Bauer hätte als Erzeuger in erster Linie ein Anrecht darauf. Man könnte zu diesem Kapitel noch manches Bemerkenswerte sagen, aber - das ist vergeben und vergessen.

Als ich zur Schule musste, nahm mich meine Schwester Lenchen an die Hand und setzte mich, obwohl ich die Jüngste war, auf den ersten Platz. Mein Vater wollte mir einen Platz weiter hinten anweisen, wo ich dem Alter nach auch hingehörte, aber ich wehrte mich ganz energisch, den mir von Lenchen ausgesuchten Platz wieder zu verlassen. Die Mütter der anderen Kinder lachten dazu und meinten, man sollte mich doch ruhig sitzen lassen. So blieb es dabei, und ich habe mir diesen Platz durch Fleiß später auch verdient. Niemand konnte ihn mir streitig machen und kein Mitschüler missgönnte ihn mir.

Als ich später meinen ersten Aufsatz schrieb, den auch die älteren Jahrgänge mitzuschreiben hatten, machten alle älteren Schüler viele Fehler, nur ich hatte fehlerfrei geschrieben. Mein Vater hatte vor dem Aufsatz gesagt, dass jeder Fehler mit einem Schlag mit dem Stock bestraft werden würde. Er hob mein Aufsatzheft hoch in der Klasse und sagte: „Seht hier, die kleinste Schülerin hat keinen Fehler. Ihr solltet Euch schämen, ihr Faulenzer." Alle mussten um das Pult marschieren und erhielten die verdiente Strafe, je nach Fehlerzahl. Meine Freude wurde dadurch sehr gedämpft, aber als es keine Tränen gab und die Jungen und Mädchen die Strafe standhaft hinnahmen, konnte ich mich über meinen Erfolg freuen, ohne schadenfroh zu sein.

In meiner Abteilung waren vier Jungen und außer mir noch ein Mädchen. Mein Vater hatte eine einklassige Schule, d.h., dass alle sechs Schuljahre in einem Raum waren. Diese war in Ober-, Mittel- und Unterstufe eingeteilt, und diese wiederum in besondere Abteilungen, je nach Jahrgängen. Eine solche Schule war schon eine Aufgabe für den Lehrer, denn jede Abteilung musste unter der Aufsicht des Lehrers die vorgeschriebenen Aufgaben machen. So lag es an dem Lehrgeschick eines Lehrers, alle Schüler zu gleicher Zeit zu beschäftigen und dabei einer Abteilung besondern Unterricht zu erteilen.

Mein Vater war ein geschickter Lehrer und guter Pädagoge. Er war auch sehr religiös. In seinem ganzen Unterricht floss die Religion mit ein. Er zeigte uns in den Geschichtsstunden, wie man in allen Geschehen und Schicksalen die Hand Gottes erkennen könnte. Ich

erinnere mich an folgende Frage: „Worin erkennen wir Gott?“ Wir mussten antworten: „Aus dem Leben ganzer Völker und einzelner Menschen.“ Er stellte uns Napoleon als Beispiel hin und sagte: „Napoleon ist in Russland stecken geblieben, weil unser Herrgott gesagt hat, bis hierher und nicht weiter.“ Er hat uns damit gezeigt, dass die Macht der Menschen ihre Grenzen hat.

Viele Schüler und Schülerinnen haben mir später gesagt, dass sie ihrem Lehrer noch heute dankbar wären für das Rüstzeug für ihr Leben, das er ihnen mitgegeben hätte. Viele waren aufgrund ihrer guten Volksschulausbildung in gehobene Stellungen gekommen. Aber im Leben eines Lehrers bleiben Enttäuschungen nicht aus. Nicht alle Eltern erkennen die schwere Aufgabe eines Lehrers als Erzieher ihrer Kinder an und arbeiten oft gegen die Schule.

Mein Bruder Otto fühlte sich als Ältester von uns auch verpflichtet, bei der Erziehung der jüngeren Geschwister mitzuhelfen. Besondere Aufmerksamkeit widmete er mir, der Jüngsten und Lernbegierigsten. Wenn ich mich auch manchmal dagegen auflehnte und lieber mit den anderen Kindern spielen wollte, zwang er mir mit festem Willen seine Stunden auf. Ich musste da Französisch pauken und Literaturstunden über mich ergehen lassen. Bei seinen Examensarbeiten musste ich dicke Bücher nachlesen, die er übersetzt hatte. Auf diese Weise wurde schon frühzeitig in mir das Interesse für Bücher geweckt.

Otto machte in Bad Hersfeld an der Klosterschule Abitur und studierte in Marbug Theologie[1]. Seine erste Pfarrstelle erhielt er in Hilmes, Kreis Bad Hersfeld[2]. Dort führte ihm unsere Schwester Martha zeitweise den Haushalt. Dabei lernte sie den Junglehrer Heinrich Kühne kennen und lieben. Einige Jahre nach der Hochzeit bekam Heinrich eine Lehrerstelle in Bad Homburg/Kirdorf.

[1] Otto besuchte das Hersfelder „Königliche Gymnasium“ von Ostern 1884 bis Herbst 1889. Er lebte dort bei einer Familie in Pension. Er wurde von dem berühmten Konrad Duden im Abitur in Französisch geprüft.

[2] Heute: Hilmes – Ortsteil von 36277 Schenklengsfeld – Kreis Hersfeld-Rotenburg

Mein sehnlichster Wunsch war es, Lehrerin zu werden, aber mein Vater war entschieden dagegen. Er begründete seinen Standpunkt damit, dass ich mich nicht mit der Schule plagen sollte, wenn ich einmal heiraten würde. In der damaligen Zeit legte man bei den Töchtern noch keinen Wert auf einen Beruf, und so manches wohlbehütete Menschenkind musste nach der Inflation, nach dem Ersten Weltkrieg, die ganze Schwere und Bitterkeit des Lebens tragen.

Hier endet der selbstverfasste Lebenslauf. Nun folgen Anmerkungen von Schwiegertochter Margarete und Enkel Volker:

Elise Kehl hat ab und zu aus ihrer Jugendzeit in Berge erzählt. Bedrückend war für die Mädchen, dass ihre Mutter zeitweise geistig verwirrt war. Sie bekam Angstzustände, lief mit dem Brotmesser herum oder versteckte dieses unter dem Kopfkissen, aber dann folgten wieder ganz normale, gesunde Tage. Das Schlimme war nur, die Kinder nahmen ihre Mutter nicht ernst und behandelten sie immer als Kranke. Sie ist etwa zwei Jahre nach Liesels Geburt das erste Mal krank geworden, weil sie ihrer ältesten Tochter, die – wie berichtet – früh verstorben war, immer noch nachtrauerte. Sicher liegt auch darin ein Grund für ihre Depressionen.

Die Familie Konze aus Berge war mit vielen Lehrerfamilien aus den Dörfern rundum befreundet. Besonders häufig hat Liesel von der Familie Engelhardt aus Mardorf erzählt.

Man lud sich abwechselnd zu Kaffee und Kuchen ein, und die Kinder trafen sich regelmäßig, um Theater zu spielen. Engelhardts Söhne aus Mardorf haben diesen Jugendzirkel wohl ins Leben gerufen. Auf die Frage, wie sie denn in die jeweiligen Dörfer gekommen seien, hat sie nur gesagt: „Zu Fuß, natürlich!“ Autos gab es damals ja noch nicht. Sie zeigte dann auf der Landkarte, welche Dörfer zu ihrem Zirkel gehörten.

Liesel Kehl fing 1900, also mit 20 Jahren, an, Gedichte zu verfassen. Da hatte sie sich schon in ihren späteren Mann, August Kehl,

verliebt, den sie durch den Freundeskreis kennengelernt hatte und am 12.05.1906 heiratete. Er war Lehrer und stammte aus Holzhausen bei Homberg.[1]

Hier sei dessen Lebenslauf eingefügt, den er als Soldat im Mai 1915 verfasst hat:

Am 03.11.1881 wurde ich zu Seifertshausen, Kreis Rotenburg als Sohn des Lehrers Justin Kehl geboren[2]. Nach meiner Schulentlassung besuchte ich die Präparandenanstalt zu Homberg und von 1899 – 1902 das Königliche Lehrerseminar daselbst. Meiner Militärpflicht genügte ich vom 01.04.1902 – 31.03.1903 als Einjährig-Freiwilliger beim Infanterieregiment Nr. 167 zu Cassel.

Am 01.04.1903 erhielt ich die Zweite Lehrerstelle zu Oberrosphe, Kreis Marburg[3]. Im Herbst 1905 bestand ich die 2. Lehrerprüfung. Am 01.10.1907 wurde ich als Hilfslehrer an die Ständische Taubstummenanstalt nach Homberg berufen, woselbst ich nach bestandener Taubstummenlehrerprüfung am 01.10.1909 als ordentlicher Lehrer angestellt wurde.

Seit 1906 bin ich verheiratet und habe zwei Kinder. Am 6. Mobilmachungstage (06.08.1914) wurde ich beim Landwehr-Infanterie-Regiment Nr. 83 eingestellt.

Am 25. August vorigen Jahres zog ich mir in dem Gefecht bei Lanhères[4] eine Fußverstauchung zu. Nachdem ich im Lazarett wiederhergestellt war, kam ich am 11. November vorigen Jahres zum Ersatz-Bataillon vom Landwehr-Infanterie-Regiment Nr. 83. Seit dem 24. April diesen Jahres bin ich wieder felddienstfähig. *Kehl, Unteroffizier*

[1] *Heute: Holzhausen, Stadtteil von 34576 Homberg/Efze. Holzhausen wurde 786 urkundlich zum ersten Mal erwähnt. Dörfer in der Umgebung von Städten sind häufig älter als diese (s. Anmerkungen zum Kap. „Heimat"). So ist es auch im Gebiet um Homberg der Fall. Neben Holzhausen sind zum Beispiel Mardorf (782), Hebel (775), Verna (8. Jhd.), Mühlhausen (8. Jhd.) und Wernswig (um 1000) zu erwähnen. (Siehe Vesper, W., Der Kreis Homberg, Marburg 1908, S. 98ff.)*

[2] *Heute: Seifertshausen – Stadtteil von 36199 Rotenburg/Fulda – Kreis Hersfeld-Rotenburg*

[3] *Heute: Oberrosphe – Stadtteil von 35083 Wetter – Landkreis Marburg -Biedenkopf*

[4] *Lanhères (Department Meuse) liegt östlich von Etain im Großraum Metz und ist heute ein sehr kleines Dorf mit nur 65 Einwohnern.*

Das erste Kind, Otto, wurde am 04.06.1908 in Oberrosphe geboren. Die junge Familie muss dort sehr glücklich gewesen sein, obwohl das Monatsgehalt (80 – 90 Mark) recht gering war. Später erzählte Liesel Kehl, wie sie mit ihren Gartenerzeugnissen, die eine Nachbarin auf dem Marburger Markt verkaufte, das Monatsgeld ein wenig aufstockte. Sie war darauf recht stolz.

Da ihr Mann noch Taubstummenlehrer werden wollte, musste die Familie nach Homberg umsiedeln. Karl Konze war inzwischen pensioniert (1906) und musste aus dem Schulhaus in Berge ausziehen. Die Großeltern waren zwischenzeitlich verstorben. Die Berger Familie fand im Oberhof in Homberg bei der Familie Metz eine Wohnung, und Liesel und August Kehl zogen in das Basalthaus gegenüber.[1]

Karl Konze kaufte dann das Grundstück in der Kasseler Straße und fing an zu bauen. Ein Teil des Geldes dazu, so ist anzunehmen, kam von seinen Schwiegereltern. Da wegen der Krankheit seiner

Ehemann August Kehl, Lehrer und Taubstummenlehrer, gef. 1918

Justin Kehl, Schwiegervater von Elise, Lehrer und Kantor in Holzhausen von 1897 bis 1916

[1] *Heute: Hans-Staden-Allee 27 und 30*

Frau immer eine seiner Töchter zuhause sein musste, heirateten Leni und Minna nicht, obwohl sie „einige Male Gelegenheit dazu gehabt hätten“.

Um seine ledigen Töchter finanziell abzusichern, baute Karl Konze ein recht großes Haus als Einkommensquelle und Altersvorsorge, denn beide waren ohne Berufsausbildung. 1911 zogen die Familien Konze und Kehl in das Haus Kasseler Straße 15. Liesel und August bekamen in der Parterrewohnung das lebenslange Wohnrecht für 30 Mark Miete. Im 1. Stock wohnten die Eltern Konze und die beiden Töchter Minna und Leni, der 2. Stock wurde vermietet. Am 07.01.1913 starb Mutter Konze im Alter von 68 Jahren. Im gleichen Jahr, am 27. Juni, wurde Liesels zweiter Sohn, Ernst-August, geboren.

Mit dem Ersten Weltkrieg (1914 – 1918) begann für die Familie, wie für alle Deutschen, eine Zeit voller Bangen und Hoffen. August Kehl wurde zum Militär eingezogen und machte den Frankreichfeldzug mit. Er geriet in den mörderischen Stellungskrieg, dem er auch

Haus Kasseler Straße 15 in Homberg um 1925

zum Opfer fiel.[1] Dieser Verlust brachte die Familie nicht nur in große finanzielle Schwierigkeiten, sondern traf Liesel Kehl vor allem seelisch so hart , dass sie ihn bis an ihr Lebensende nicht verwinden konnte. Viele ihrer Gedichte sind von diesem Schicksalsschlag geprägt. Als am 20.09.1920 Vater Konze 82-jährig starb, begann für die Familie eine schwere Zeit. Minna und Leni stand nun nicht mehr die Pension ihres Vaters zur Verfügung und sie mussten mit den Mieteinnahmen zurechtkommen. Das war auch nicht gerade viel, deshalb haben sie zusätzlich Zimmer mit Vollpension an Schüler vermietet. Parterre wohnte die junge Witwe mit den beiden Jungen. Sie mussten von einer kleinen Kriegerwitwenrente leben. Die Tanten liebten die Kinder sehr und halfen auch immer, wenn ihre Schwester Liesel alleine mit der Arbeit nicht fertig wurde. Der Garten hinter dem Haus, von Vater Konze angelegt, wurde geteilt. Später pachteten die Tanten den dahinter liegenden Kirchengarten dazu, in dem in erster Linie Beerenobst wuchs. Die Erträge des Gartens dienten der Ernäh-

Elise mit ihren beiden Söhnen Otto (links) und Ernst-August 1957

[1] *Gefallen ist August Kehl am 30.03.1918 in einem Gefecht bei Plessis de Roye (Oise) und beerdigt wurde er auf dem Soldatenfriedhof im Park von Chateau de Plessis de Roye am 01.04.1918. Dieser liegt an der Straße zwischen den Dörfern Lassigny und Elincourt, etwa 20 km westlich von Noyon.*

rung aller, zumal ein Teil für den Winter konserviert wurde.

Wie es möglich war, mit so geringen finanziellen Mitteln beide Söhne Abitur machen und studieren zu lassen, erscheint in heutiger Zeit unerklärlich. Otto gehörte dem 1. Abiturjahrgang des Homberger Gymnasiums 1929 an und Ernst-August machte 1934 Abitur. Folgender von Leni und Minna Konze an die Stadt Homberg gestellter Antrag auf Steuerstundung bezeugt die Notlage der Schwestern:

Nachdem uns von der uns auferlegten Grundzinssteuer in Höhe von 31 Mark 50 der auf die eigene Wohnung entfallende Betrag von 10 Mark 50 bis 30.06.1933 gestundet ist, bitten wir auch um Stundung mit dem Ziel der Niederschlagung des auf die Parterrewohnung entfallenden Betrages, beziehungsweise um noch weitergehende Maßnahmen.

Wie dem Magistrat bekannt ist, haben wir schon seit Jahren von unserer Schwester, Frau Kehl, für die Parterrewohnung Miete nicht erhalten, weil Frau Kehl nicht in der Lage ist, von ihrem jetzigen Gesamteinkommen von 170 Mark monatlich, die Miete an uns abzuführen, da sie davon zwei Söhne unterhalten muss, welche ihr Studium noch nicht vollendet haben. Unsere Gesamteinnahmen bestehen also nur aus der Miete des 2. Stockes in Höhe von 45 Mark. Es kann uns nicht zugemutet werden … gegen unsere Schwester, welche Kriegerwitwe ist und ihr Einkommen der Ausbildung ihrer Söhne widmet, mit Zwangsmitteln vorzugehen … .

Aus Elise Kehls Gedichten spricht häufig Existenzangst, die – wie wir hier sehen – nicht unbegründet war. Haus- und Grundbesitz als einzige Einnahmequelle der Schwestern und die Ausbildung der Söhne waren offensichtlich gefährdet. Beide Söhne schlossen ihr Studium erfolgreich ab:

Otto wurde Zahnarzt und später Ehrenbürger der Stadt Homberg und Ernst-August Taubstummenlehrer und später Direktor der Gehörlosenschule in Homberg.

Dr. Otto Kehl (1908 – 1989) heiratete 1939 seine Frau Gudrun, geb. Müller (1913 –1998) und Dr. Ernst-August Kehl (1913 – 1992) ehelichte 1944 seine Frau Margarete, verw. Prell, geb. Lauber (1917-2002). Letztere Ehe blieb kinderlos, während Otto und Gudrun zwei Söhne bekamen, Volker (geb. 1940) und Gunnar (1943 – 1998). Den Söhnen und den Enkeln sind Gedichte gewidmet.

Nach dem Zweiten Weltkrieg, den Otto und Ernst-August unbeschadet überstanden, besserte sich die wirtschaftliche Lage der Schwestern allmählich. Otto wohnte mit seiner Familie im 2. Stock des Hauses Kasseler Straße 15 und eröffnete Parterre, in der Wohnung seiner Mutter, eine Zahnarztpraxis. Ernst-August zog mit seiner Frau zu den Tanten Leni und Minna in den 1. Stock. Die Familie lebte nun zusammen und konnte sich gegenseitig unterstützen. Dies

Elise Kehl mit Schwiegertochter Gudrun und Enkel Volker (ca. 1943)

war auch notwendig, denn die Schwestern alterten und bedurften der Pflege, die vor allem von Margarete Kehl übernommen wurde.

Die Konzekinder, wie wir sie am Anfang kennen gelernt haben, erreichten recht unterschiedliche Lebensalter: Otto, der zuletzt Pfarrer in Grebendorf, Kreis Eschwege war, starb schon 1930, 62-jährig.[1]

Martha starb 1952 im Alter von 80 Jahren in Bad Homburg-Kirdorf.

Minna, die Zweitjüngste, war Mitte der 50er Jahre schwer krank geworden und starb 1958; Leni lebte bis 1961 und Elise starb nach längerer Bettlägerigkeit 1962.

Schon während der Krankheit ihrer Schwiegermutter begann Margarete, deren Gedichte von „Deutscher Schreibschrift“ in lateinische „Normalschrift“ zu übertragen, was sie 1999 auf Wunsch ihres Neffen Volker fortsetzte und abschloss.

Die Autorin mit Schwiegertochter Margarete (um 1955)

[1] *Heute: Grebendorf – Ortsteil von 37276 Meinhard – Werra-Meißner-Kreis*

Glaube, Hoffnung, Liebe

Ich war mir selbst ein Traum

Ich war mir selbst ein Traum,
Bis mich die Liebe weckte.
Oh, wie ich da den Raum
Der Welt um mich entdeckte.

Ich wies Dich nicht zurück,
Weil Du so fromm gebeten.
Nun ist durch Dich mein Glück
Auf ird'schen Grund getreten.

Gott, wenn er könnte wanken,
Der Grund, wenn er versänke,
Mir schwindeln die Gedanken,
Geliebter, wenn ich's denke.

Wenn mir nichts mehr bliebe,
Alles mir die Welt geraubt,
Immer bliebe mir die Liebe:
„Selig, wer an Liebe glaubt!"

(1900)

Ob auch von sanftem Schlaf …

Ob auch von sanftem Schlaf
Dein Herz umfangen bliebe,
Dir tönte in den Schlaf
Das Lied von meiner Liebe.

Weißt Du, was Glück ist?

Weißt Du, was Glück ist?
Für andere zu wirken, zu schaffen, zu leben
Und Liebe zu geben.
Mit Fleiß und Treue im Hause zu walten,
Und Gutes zu tuen in allen Gestalten!

Es war ein Traum

Es war ein Traum,
Gott mag ihn mir verzeih'n.
Es war ein Traum,
Wie könnt es anders sein.

Es war ein Traum,
Ich weinte in die Kissen.
Es war ein Traum,
Es hat so kommen müssen.

Es ist ein Traum,
Der letzte in der Zeit.
Es ist ein Traum
Für alle Ewigkeit!

Traumglück

Ich fürchte nicht der Nächte Dunkel.
Ich trag' ein glühendes Verlangen
In mir und wenn der Tag sich neigt,
Dann kommst Du still gegangen.

Du nimmst mein schlafend Angesicht
In Deine weißen Hände
Und selig lächelnd fürcht' ich nur,
Das Glück, es nähm' ein Ende.

Küsst mir die sorgenvolle Stirn
Und lächelnd gehst Du wieder.
Und kommt der Tag, so bet' ich still:
Komm heute Abend wieder!

Der Weg zum Licht

Willst Du in das Lichtland wandern
Und weißt nicht Weg noch Steg?
So folg´ dem großen Meister,
der Wahrheit ist und Weg.

Willst Du dem Edlen folgen?
Sein Weg ist hart und schwer –,
Musst ihm sein Kreuz dann tragen
Ohne Murren hinterher.

Hat er ein Glück verheißen
Dir hier im Erdenland,
so wird sein Wort er halten
dort in der Ewigkeit.

Geld und Glück

Vernähme doch die Welt zu ihrem Heil,
Was Salomo, der Fürst der Weisheit, spricht:
„Armut und Reichtum, Herrgott, gib mir nicht,
Doch lass mich nehmen mein bescheiden Teil!“

Nicht hängt das Glück an Geld und Geldeswert,
An hohem Stande, Jugend, Lieblichkeit,
Am liebsten naht es sich in schlichtem Kleid
Und bleibt bei dem, der Andres nicht begehrt.

Wie oft wird Reichtum nur zur schweren Last!
Reich bist Du in dem Maße, wie Du gibst
Und glücklich in dem Maße, wie Du liebst,
Wie Du ein Herz für Deinen Nächsten hast.

(1900)

Ich wollt, ich wär´ der Wind …

Ich wollt, ich wär' der Wind,
Der an Dein Fenster klirrt
Und wie ein Vogel schnell
Durch schlanke Wipfel schwirrt.

Da könnt' ich jeden Tag,
Wie ich Dich liebe, zeigen.
Ich machte das Gezweig
Der Bäume Dir sich neigen.

Und jedes kleine Reis
Sollt seine Stimm' erheben
Und singen Weisen Dir
Vom süßen Liebesleben.

Und wenn im Fensterlein
Dir nachts die Sterne lauschen,
Dann lass ich jeden Quell'
Ein Liebeslied Dir rauschen.

Ich weiß nicht, wie ´s gekommen ...

Ich weiß nicht, wie's gekommen, ich weiß nicht, wie's geschah,
Ich musste gleich Dich lieben, als ich zuerst Dich sah.
Mein Herz hast Du gestohlen und nahmst es für Dich ein,
Nun willst Du Deins mir geben, soll ich nicht herzlos sein.

Ich nehm's, will es bewahren als allerschönsten Schatz,
Ich will es hüten, pflegen an meines Herzens Platz.
Nicht Perlen, Diamanten, nicht Gold und Edelstein
Ist mir so lieb und wertvoll als dieses Herz allein.

Kein drückender Gefühl ist, als zu wissen,
Dass, wo Du gehst, Dich niemand wird vermissen.
Drum danke Gott, wenn Du ein Herz gefunden,
Das weinen wird, wenn Du ihm wirst entwunden.

Wir sahen am Himmelsbogen …

Wir sahen am Himmelsbogen
Die goldenen Sterne ziehen.
Wir hörten das Bächlein rauschen
Und sah'n Leuchtkäferchen glühen.

Wir schauten uns tief in die Augen
Und tief in das Herz hinein.
Uns war's als könnten im Himmel
Die Engel nicht seliger sein.

Wir sangen und flüsterten leise
Das süße Wörtchen „Du".
Und droben glühten die Sterne
Sich freudig einander zu!

(1900)

Ein hartes Wort …

Du hast mir ein hartes Wort gesagt,
Vor Schmerz hab' ich erst laut geklagt.
Dann hab' ich es still ins Herz versenkt,
Wo's weiter nagt, wo's weiter kränkt.

Wärst Du mir nicht so lieb, so lieb,
Das Wort im Herzen nicht haften blieb.
Doch so klingt's fort und immer fort,
Es stirbt mit mir – das harte Wort.

Hab´ Deine Werbung just empfangen...

Hab' Deine Werbung just empfangen,
Bin gern zu freien Dich gewillt. -
Jedoch geheimnisvolles Bangen
Mein lieberglühtes Herz erfüllt!

Darf ich Deinen Blicken trauen,
Ist's auch wahr, was Du mir schriebst?
Kann auf Deinen Schwur ich bauen,
Dass Du rein und treu mich liebst?

Wird stets Dein Wort mir süß erklingen
Und mir gewogen alle Zeit?
Wenn der Hoffnung Saiten springen,
Trägst Du dann mit mir das Leid?

Wirst Du nicht nur bei munt'ren Weisen,
Scherzmelodien, Spiel und Tanz
Mich als Dein Höchstes, Liebstes preisen,
Auch bei des Schicksals Dissonanz?

Willst Du? – Sprich das erhoffte Wort,
Und – Hochzeit – sei der Schussakkord!

Was lange währt …

Was lange währt, wird endlich gut,
Das kann man hier wohl sagen;
Denn einmal kommt ja doch der Mut,
Das Ehejoch zu tragen.

Und drückt es manchmal mit der Zeit,
Dürft ihr nicht gleich verzagen;
Denn glücklich könnt ihr nur zu zweit
Des Lebens Härte tragen.

Harmonie

Immer wieder gilt mein Streben
Meiner Seele Harmonie.
Wenn ich glaube, sie zu haben,
Ist sie fort, ich halt sie nie.

Wenn in früher Morgenstunde
Ich aus süßem Schlaf erwacht –
Und die Vöglein singen Lieder
Und die goldne Sonne lacht –

Oh, dann klingen Leib und Seele
In harmonischem Akkord –
Und es grüßt mich in der Frühe
„Harmonie“, das Zauberwort!

Aber dann, mit Tageshelle
Tritt der Alltag in sein Recht.
Ach, dann bin ich auch schon wieder
Quälender Gedanken Knecht.

Doch, wenn in der Abendkühle
Längst die Sonne ging zur Ruh,
Und die Vöglein schlummern wieder
Dem Morgen leise träumend zu,

Dann tritt Ernst vor meine Seele
Meines Schöpfers heil’ger Wille
Und ich werd’ dann endlich stille,
Schlafe in harmon’scher Ruh’.

Einem jungen Geistlichen

Du hast ein hohes Amt Dir ausersehen,
Du willst erkunden Gottes heil'ges Wort,
Die Menschen, die um ew'ge Wahrheit flehen,
Willst fesseln Du an heil'gem Ort.

Erschreckt Dich nicht die hohe Pflicht,
Die schwer auf Deine junge Schulter drückt?
Brennt tief in Deiner Seele schon das Licht,
Das einst die fromme Jüngerschar entzückt?

Kannst Du der Welt in ihrer Lust entsagen,
In Demut Deines Nächsten Diener sein?
Das Kreuz dem ärmsten Sünder helfen tragen
Und Deine Seele selbst dem Höchsten weih'n?

So zage nicht! Das Amt, das Dir gegeben,
Hilft Dir verwalten eine hehre Macht.
Und der da rief am Kreuz: „Es ist vollbracht!"
Wird Dich geleiten durch ein reiches Leben..[1]

[1] *Das Gedicht ist Elises Bruder Otto gewidmet.*

An meine Jungen

Wenn ihr alleine solltet im Leben stehen,
So müsst ihr fest und stark die Wege gehen,
Die eure Ahnen einst gegangen.
Gott stets vor Augen ohne Bangen,
Dem Leben trutzen, vorwärts schauen,
Stets eure Pflicht tun, Gott vertrauen.
Auch fröhlich sollt ihr sein bei allen Dingen,
Bei schwerem Herzen doch ein Liedlein singen.
All eure Sorgen traget im Gebet vor Gott,
Er steht euch bei, auch in der größten Not.

An meinen ersten Enkelsohn

Gott sei mit Dir, mein lieber Enkelsohn,
Wenn Du ins Leben tust den ersten Schritt,
All unsere Wünsche und Gebete gehen mit,
Wenn Dir Versuchung und Gefahren droh'n.

Noch seh' ich Deine blauen Augensterne,
Als ich zur Taufe hielt Dich auf dem Arm.
Großvaters Augen waren's, klar und warm,
Und meine Seele flog in weite Ferne.

Wenn auch, was zeitlich ist, vergeht auf dieser Welt,
So gibt es doch schon hier ein Auferstehen.
Wenn auch das Leben ist ein Kommen und ein Gehen,
Ein Wunder oft das Leben uns erhält.

So warst Du mir ein Gruß, mein Enkelsohn,
Aus weiter Ferne kam ein Licht zu mir,
Und eine Bindung kam von mir zu Dir,
Nach hartem Kampf ward mir ein reicher Lohn!

Nun gilt mein Beten und mein Hoffen Dir,
Dass Deiner Sendung Du Dir bleibst bewusst
Und den frommen Sinn der Ahnen in der Brust
Ein glückhaft Leben führst auf Erden hier!

Was Großvater seinen Enkeln erzählt

Großvater sitzt im Garten
Still unterm Lindenbaum.
Die Enkel voll Erwarten
Ihm in die Augen schaun.

Großvater hält in Händen
Die alte Hauspostill'.
Er hebt ganz leis' den Finger,
Da ist es mäuschenstill.

Was ich euch jetzt will lehren,
Das lehrte Großväterlein
Einst seine Enkelkinder
Als ich noch selber klein.

Ein langes Leben lieget nun,
Ihr Kinder, hinter mir.
Doch nichts mich so beglückte,
Als die Postille hier.

Wenn Falschheit, Lug und Tücke
Bedrückten mir das Herz,
Dann war die alte Bibel
Mir Trösterin im Schmerz.

Und wenn mich Not und Sorge
Festhielten in den Banden,
Hat stets die alte Bibel
Am besten mich verstanden.

Drum halt ich sie in Ehren,
Wie's Großvater getan.
Leg ich sie aus den Händen,
So nehmt euch ihrer an.

Sie hat es wohl verdienet,
Die Trösterin im Schmerz,
Drum leg' ich meinen Enkeln
Sie fest und warm ans Herz.

Enkelsöhne Gunnar (links) und Volker (1955)

Silberne Hochzeit

Fünfundzwanzig Jahre sind verflossen,
Sind zerronnen in die Ewigkeit!
Seit den Bund für's Leben ihr geschlossen,
Seit ihr trugt das grüne Brautgeschmeid'.

Silbern glänzt heut' der Kranz im Haar,
Silbern die Fäden es durchziehen.
Und doch seid ihr heut' ein glücklich Paar,
Seht den Kranz der Jugend um euch blühen!

Hoffnungsvolle Kinder euch umstehen.
Kraftvoll junge Leben um euch blühen,
Die den Lebenspfad nun mit euch gehen,
Junge Herzen auch in Liebe glühen!

Was das Leben gab an Glück und Leid,
Schaut zurück mit frohem Dankesblick.
Wenn auch viel genommen euch die Zeit,
Dennoch ist das Leben für euch Glück!

Frohes Hoffen möge euch geleiten
Auf dem sturmbewegten Kahn der Zeit.
Möge Leid sich wandeln nun in Freuden
Bis hinüber in die Ewigkeit!

Frauenlied

Schwestern reicht zur Feierstunde
Euch in Treue fest die Hand!
Bringt einander frohe Kunde,
Schließt um euch ein festes Band!
Nach des Tages Schalten, Walten
Ist ein Stündchen Ruhe Not,
Hielten es schon so die Alten,
Ist es auch für uns Gebot!

Falschheit, Lüge, Trug und Tücke
Lasset nicht zu uns herein!
Wahrheit führt allein zum Glücke,
Sie soll unsere Losung sein.
Lasst die Freundschaft nicht erkalten,
Liebe übet fort und fort –
Lasst der Zwietracht finst'res Walten
Niemals stören diesen Ort!

Deutsche Frauen sollen immer
Hüter höchster Güter sein.
Nur das Hohe, Edle, Reine
Soll die deutsche Frau erfreu'n!
Wollen uns're Kinder lehren,
Deutsch zu sein in Werk und Wort,
Deutsche Sitten stets zu ehren
Und zu pflegen fort und fort!

Mutterliebe möge lenken
Kindersingen hell und klar
Auf das Hohe, Gute, Reine
Tag für Tag und Jahr für Jahr!
Frommer Frauen edles Walten
Leuchte weithin als ein Licht,
Höchste Güter zu erhalten,
Ist der deutschen Frauen Pflicht!

Inneres Erleben

Wenn Du in harter, schwerer Not
Durch tiefste Tiefen gehen musstest,
Bis dahin treu geleitet von lieber Hand
Dich plötzlich einsam und verlassen findest
Und nirgends sich Dir nur ein Lichtblick bot –
Und wenn Dein Lebensschifflein wie in dunkler Nacht
Hintreibt auf hoher See vom Stur umtobt,
Wenn sich Well' auf Welle vor Dir türmt,
Dein Kahn am Felsen zu zerschellen droht,
Wenn Menschen, die einst Deine Freunde waren,
Dir kalt und lieblos gegenüber stehen,
mit hämisch grinsendem Gesicht
An Deiner Hütte stets vorüber gehen,
Und wenn Du Deine Hände pressest auf Dein Herz
In stummer Qual und heißem Schmerz,
Dann merke auf, der Herrgott pflügt das Land für seine Saat,
Die keimend sprosst hervor zu neuer Blüte, neuer Kraft.
Du merkst es deutlich, eine starke Hand reißt Dich empor,
Die neues Leben, neues Wollen in Dir schafft.
Nun gehst Du wieder sicher Deinen Weg
Geleitet von der unsichtbaren Hand.
Du fragst nicht mehr: „Gibt's Gott?"
Du fühlst, Du bist in ihm
Und ohne ihn, da bist Du nichts.
Die Seele strebt empor, wird groß und stark
Und hinter Dir im grauen Nebelscheine
Verschwindet alles Niedrige und Kleine.

Frag nicht, warum!

Frag nicht, warum! Dein müdes Herz
Wird keine Antwort finden,
Und Dein Verstand wird nimmermehr
Göttlichen Rat ergründen.

Frag nicht, warum! Dein Mutterherz
Wird sich in Schmerz verzehren.
Und nie wird dieses Wort „Warum“
Dein Kreuz Dich tragen lehren.

Fragst Du, warum das harte Los
Der Witwe Dir beschieden,
So wirst Du niemals stark und groß
Und findest keinen Frieden.

Sag, wie Du willst, Du bist mein Gott,
Mein Trost und Halt hienieden.
Führ Du mich durch die bitt’re Not
Zu Deinem ew’gen Frieden.

Barfuß in abgetrag´nem Kleid ...

Barfuß in abgetrag'nem Kleid
Steht ein in Not verhärmtes Weib,
Ein nacktes Kind im müden Arm
Im dünnen Tüchlein hält sie's warm.

Wir steh'n allein auf dieser Welt,
Dein Vater starb im Krieg als Held.
Und sind wir auch der Leute Spott,
Gott steht uns bei in unsrer Not.

Der Herrgott kennt schon uns're Zeit,
Zu der nimmt von uns er das Leid.
Er lässt uns blumige Wege sehen,
Und Du, mein Kind, wirst sie einst gehen.

Mein Flehen gilt nur Dir allein,
Dass Du mal mögest glücklich sein.
Und unsr'n Herrgott nie vergisst,
Der unser bester Freund jetzt ist.

Soll´s uns hart ergehen ...

Soll's uns hart ergeh'n im Leben,
Lass, oh Herr, uns nicht verzagen.
Ist umsonst all unser Streben,
Hilf Du uns die Last ertragen!
Öffne nach der Trübsal hier
Einst uns selbst die Himmelstür!

Lass vor Deinem Gnadenthrone
Uns bei unsern Lieben stehen!
Lass vereint mit Deinem Sohne
Träumend uns durch Palmen gehen!

Lass in ihrem Friedensrauschen
Ruh'n die müde Seele aus!
Wenn auf Erden sie gelitten,
Führ sie heim ins Vaterhaus!

Abendfrieden

Ich geh' allein durch dunkler Tannen Grün,
Um mich herum liegt winterliches Schweigen.
Ein letzter Strahl von fernem Abendglühn
Bricht sich in dicht verschneiten Zweigen.

Und weitab liegt des Lebens Kampf und Not,
In Licht getaucht steht meine Seele nur.
Ein tiefer Frieden liegt beim Abendrot
Auf den verschneiten Wegen der Natur.

Ein schriller Schrei des Hähers in der Luft
Mich jäh zurück zum Lebenskampfe ruft.
Noch einmal taucht die Seele in die Glut hinein:
Herr, lass meinen Lebensabend friedlich sein.

Lied der Einsamen

Ringsum wirbeln Flocken,
Kälter weht der Wind,
Still sitz' ich am Rocken,
Trän' um Träne rinnt.[1]

Wartend sitz' ich lange
An dem Rocken hier,
Und das Herz schlägt bange:
Kommst Du nimmer mehr?

Was die andern sagen,
Glaub' es nicht, mein Herz!
Lass mich leise klagen,
Tragen still den Schmerz!

Er ist n i c h t geblieben
Fern, in fremdem Land.
Ihn werd' ich immer lieben,
Er bleibt mir eng verwandt!

[1] Rocken = Spinngerät (Duden)

Hoffnung

Herz, willst Du denn immer klagen?
Sehnsucht ist nun auch verstummt,
Hoffnung, Deine leichten Schwingen
wollen mich jetzt weiter tragen!
Gehst Du immer noch im Dunkeln
Mit dem Wild, dem stets verscheuchten?
Freut Dich nicht der Sonne Leuchten
Und der Sterne Strahlen Funkeln?
Hast Du nicht den Abendfrieden,
Der dem wegemüden Wanderer
Nach des Tages Last beschieden?

Beim Lampenschein

Einsam und spät sitz ich beim Lampenschein,
Die Kinder wiegen sich in süßen Träumen.
Ich sehe in des Feuers Glut hinein
Und spüre noch des Tages heißes Schäumen.
Die Not und Sorge und des Tages Mühen
Noch einmal schnell an mir vorüberziehen.
Und leise falt ich meine Hände zum Gebet –
Um Frieden nun die müde Seele fleht.
Wie leises Säuseln nach des Sturmes Flut
Das müde Herz in Gottes Armen ruht.

Sie reden und träumen …

Sie reden und träumen, die Menschen, viel
Von besseren künftigen Tagen.
Nach einem glücklichen, goldenen Ziel
Sieht man sie rennen und jagen.
Die Welt wird alt und blüht auf's neu
Doch Hoffnung bleibt dem Menschen treu.

Die Hoffnung führt ihn ins Leben ein,
Sie umflattert den fröhlichen Knaben,
Den Jüngling lockt ihr Zauberschein,
Sie wird mit dem Greis nicht begraben.
Beschließt im Tode der Mensch seinen Lauf,
Dann keimt auch dort neue Hoffnung auf.

Spätheimkehrer

Lang war'n der Feinde Herzen kalt erstarrt
Ohn' Mitleid und ohn' menschliches Empfinden.
Sie geben Raum jetzt einem Blümlein zart,
„Erbarmen" heißt's, die Not zu überwinden.

So mancher Vater kehret jetzt zurück
Aus schwerer Not und tiefster Pein,
Und manche Mutter schließt in höchstem Glück
Den Sohn in ihre Arme ein.

Wir lassen uns die Hoffnung nimmer rauben,
Der Gott der Liebe lenkt nun das Geschick
Der Menschen, die in Demut an ihn glauben.
Wir hoffen auf den Frieden und das Glück! [1]

[1] *Als Gegenleistung zur Aufnahme diplomatischer Beziehungen erreichte Bundeskanzler Adenauer bei seinem Staatsbesuch im Sept. 1955 in Moskau die Freilassung der noch in der Sowjetunion verbliebenen deutschen Kriegsgefangenen, die bereits im darauf folgenden Oktober in der Bundesrepublik eintrafen.*

Unser Vater, der Du bist im Himmel ...

Oh, lasst uns glauben an die Ewigkeit,
Dass wir des Daseins Nöte hier vergessen
Und all das Leid der Seele unermessen
Hintragen einst in eine bess're Zeit.

Oh, lasst uns glauben an das ew'ge Licht,
Das uns noch leuchtet in der Dunkelheit,
Wenn unsre Seele nach Erlösung schreit,
Verzweifelt an Gott und Himmel nicht.

Wenn alles um uns her zu wanken scheint,
Und nirgends mehr ein Halt auf festem Grund,
Wenn uns're Seele bitt're Tränen weint,
Und zitternd schweigt der fest verschloss'ne Mund.

Dann beugt in Demut tief die Knie:
„Mein Vater, nimm Dein Kind in Gnaden an,
oh, hilf, wenn ich nicht weiter kann, -
Du bist mein Vater und verlässt mich nie!"

(1959)

Heimat

Das vorstehende Bild zeigt einen Blick auf das Homberger Rathaus. Rechts ist die Engel-Apotheke zu sehen. Zur Geschichte Hombergs sei folgendes angemerkt.
Die Landschaft an Schwalm, Eder und Fulda wurde schon in der Jungsteinzeit, als der Mensch sesshaft wurde, als Siedlungsraum genutzt. Eine Vielzahl neuer Siedlungen entstand in dieser Region im 7. und 8. Jahrhundert nach Christus.
Die Forschung vermutet, dass im Raum Homberg/Mardorf ein fränkisch-karolingischer Fiskalbezirk entstand, ein organisatorisch unter einem Haupthof stehender Bezirk von Königsgut. Viele Ortsnamen (Ostheim, Sondheim=Südheim, Westheim/wüst, Holzhausen, Mühlhausen) deuten darauf hin, dass dieser Haupthof bei dem natürlichen Mittelpunkt des Gebietes, nämlich dem hoch aufragenden Berg, dem heutigen Schloßberg, gelegen hat (durch archäologische Funde allerdings nicht belegt). Der Berg wurde später als Befestigungsanlage ausgebaut (1162), wahrscheinlich auch zum Schutz der wichtigen Handelsstraße „Lange Hessen" (von Südhessen über Ziegenhain, Homberg, Eschwege nach Leipzig) und der sie kreuzenden Straße von Büraberg/Fritzlar nach Hersfeld. Die Besiedlung von Berg und Königshof setzte sich nun verstärkt fort.

Homberg wurde 1231 zum ersten Mal urkundlich als Stadt erwähnt. Neben der Befestigungsanlage und den Handelsstraßen dürfte die Argrarrevolution des 11. und 12. Jahrhunderts ausschlaggebend für die Gründung der Stadt wie auch für viele andere Städte in Europa gewesen sein. In unserer Region waren dies zum Beispiel Melsungen (1267), Treysa (1270), Ziegenhain (1274), Witzenhausen (1225) und Wolfhagen (1226).

In dieser Zeit setzte sich der Gebrauch neuer Techniken in der Landwirtschaft großflächig durch (zum Beispiel Sense statt Sichel, Kummet als Anspannsystem für Pferde und Ochsen, Egge statt Rechen, eiserner Räderpflug, Dreifelderwirtschaft), so dass die landwirtschaftliche Produktion erstmalig den Verbrauch überstieg, eine Bevölkerungsexplosion herbeiführte und Teile der Bevölkerung aus der unmittelbaren Nahrungsmittelerzeugung herausgenommen werden konnten und eine weitere gesellschaftliche Arbeitsteilung und Spezialisierung eingeleitet wurde:
Die Ausbreitung und Ausfächerung des Handwerks und die Überwindung des Hungers als allgegenwärtige Bedrohung waren Voraussetzungen für die wirtschaftliche, politische und kulturelle Blüte des Hochmittelalters und damit auch für den Boom der Städtegründungen.

Hombergs Tradition als Fiskalbezirksmittelpunkt setzte sich vom 13. bis zum 19. Jahrhundert als Sitz eines Verwaltungsamtes fort. Reformen brachten schließlich die Entstehung von Landkreisen. Der Kreis Homberg bestand von 1821 bis 1932. Durch den Zusammenschluss der Kreise Fritzlar und Homberg verlor Homberg zwischenzeitlich den Verwaltungssitz bis 1974. Durch den Zusammenschluss der Kreise Fritzlar-Homberg, Melsungen und Ziegenhain wurde Homberg Kreisstadt des so neu gebildeten Schwalm-Eder-Kreises.

Das wichtigste allgemeinpolitische Ereignis in der Geschichte Hombergs war die Synode von 1526, auf der die Einführung der Reformation in Hessen beschlossen wurde.

(Siehe u.a.:
Dehio, G., Handbuch der Deustchen Kunstdenkmäler - Hessen 1966
Demandt, K.-E., Geschichte des Landes Hessen, Kassel 1980, S. 24f.
Heinemeyer, K., Homberg in Hessen, Kassel 1986, S. 9-13
Kaiser, E., Geschichte der Stadt Homberg 1648-1920, Homberg 1982, S. 242
Niemann, H.-W., Vom Faustkeil zum Computer, Stuttgart 1984, S. 67-73)

Ein Städtchen liegt am Efzestrand

Ein Städtchen liegt am Efzestrand,
Ein Städtchen traut und schön.
Ich hab' im weiten Hessenland
Kein schöneres wohl gesehen.

Am Fuß des Schlossbergs hingeschmiegt,
Da liegt es still verträumt.
Manch schlanker Weg zur Höhe führt
Von Tannen ernst umsäumt.

Aus Dächern grün bemoost und grau
Ragt ernst und still empor
Die alte Kirche Sankt Marien
Mit buntbemaltem Chor.

In mondbeschienen Nächten singt
Der Wind ein altes Lied,
Von Dörnbergs Mut und Hombergs Treu
Es durch die Mauern zieht.

Und leise raunen Dir ins Ohr
Durch grauen Mauerspalt
Die Geister der entschwundenen Zeit
Von Rittertums Gewalt.

Mit seinem Mantel fährt der Wind
Durch der Ruinen Grau
Und lächelnd grüßt den Hessensohn
Des Schlossbergs „Weiße Frau“!

Sei mir gegrüßt, Du Heimatstadt,
du Stadt der Herzen treu.
Gott gebe, dass ich jederzeit
Auch Deiner würdig sei.

Das Homberglied

(Zu singen nach der Melodie des Marburgliedes von Prof. Janson „Alt Marburg, wie bin ich Dir gut“ [Ich habe in deutschen Gauen])

Ich kenne in Hessen ein Städtchen,
Das liegt so still und verträumt
In altersgrauem Gemäuer
Von blühenden Gärten umsäumt.
Sein denkt in mancher Stunde
Mein Herz in inniger Glut,
So manches liebe Erinnern
In meiner Seele ruht.

Am Tore die alten Linden,
Die raunen und flüstern sacht,
Sie singen holdselige Lieder
In stiller Sommernacht.
Und geh’ ich in mancher Stunde
Versonnen in ihrer Hut,
So manches liebe Erinnern
In meiner Seele ruht.

Die Bank am Birkenwege,
Sie winkt mir freundlich zu.
Verweil‘ hier, müde Seele,
Du findest ein Stündchen Ruh’.
Dort lösen sich Schmerz und Kummer
In ferner Abendglut,
So manches frohe Erinnern
In meiner Seele ruht.

Steh’ ich auf Schlossberges Höhe
Und schaue hinaus in das Land,
Wo mit den blühenden Wiesen
Die Efze sich silbern verband,
Dann schwingt in meiner Seele
Ein Lied in inniger Glut:
„Mein Hessen, mein Heimatstädtchen,
Mein Homberg, wie bin ich Dir gut.“

Mein Hessenland

Wenn ich von meiner Schloßbergbank
Hinunter seh' ins Weite,
Ist mir mein liebes Hessenland
'ne rechte Herzensfreude.

Da seh' ich reicher Fluren Segen,
Seh' schöne Wälder, grüne Auen.
Ich möchte vom Morgen bis zum Abend
Hinein ins Hessenländchen schauen.

Manch schmuckes Dörfchen seh' ich liegen
Und alles ist mir wohl bekannt.
Ich spür an meines Herzens Schlägen,
Wie lieb ich's hab, mein Heimatland.

Und ist Dein Herz auch müd' und krank
Und hat man Dich verdrossen,
So wandere zur Schloßbergbank
Vom Hessenland umschlossen.

Doch Wehmut schleicht sich in das Herz,
Denk ich der teuren Lieben,
Die fern von unserem Heimatland
In Feindesland geblieben.

Auch ihnen war es heißer Wunsch
In Nacht- und Tagesträumen,
In Hessens Erdenschoß einmal
Den letzten Traum zu träumen.

Heimweh nach Berge

Steh' sinnend ich am Fenster
Und schau hinab ins Tal,
Seh' ich ein traulich Dörfchen
Im Abendsonnenstrahl.

Von lauterem Gold umsponnen,
Umrahmt von Himmelsblau,
Steht ehern fest ein Kirchlein,
Ehrwürdig – altersgrau.

Ein Glöcklein hör' ich läuten,
Es mahnt zur Abendruh.
Die alt vertrauten Töne
Trägt leis' der Wind mir zu.

Da zieht ein heißes Sehnen
Mich dort hinab ins Tal,
Zum Kirchlein auf der Höhe
Im Abendsonnenstrahl.

Du Kirchlein meiner Heimat
Mit Weinlaub dicht umrankt:
Nimm auf für kurze Rast nur
Dein Kind, das heimweh krank.

Der Nussbaum

Du Schulhaus auf steinigem Felsen
Wie sehn' ich mich oft nach Dir,
Nach Deinen lauschigen Plätzchen
Hinterm Haus und vor der Tür.

Du Nussbaum im Blumengärtchen
Über Vaters Bienenhaus,
Mir warst Du ein lieber Vertrauter,
Du plaudertest niemals was aus.

Was ich Dir anvertraute,
Du nicktest verständig dazu.
Doch manchmal schien es mir wieder,
Als sagtest Du: „Lass mich in Ruh."

Und all meine kleinen Leiden
Trug ich zu Dir hinauf.
Du nahmst mich immer wieder
Mit offenen Armen auf.

Du gabst mir von all Deinen Früchten
Und rauschtest: „Da, iß, mein Kind."
So schnell flieh'n Kindheit und Jugend,
So schnell wie die Blüten im Wind.

Dann stieg ich wieder hinunter
Und ging hinein in das Haus;
Verweht war'n all meine Sorgen
Vom Nussbaum beim Bienenhaus.

Ich weiß eine einsame Linde

Ich weiß eine einsame Linde
Auf steiler Bergeshöh',
Sie denkt an vergangene Zeiten,
Ihr Herz erzittert in Weh.

An Kaisers Wiegenfeste,
Zum 90. Lebensjahr,
Pflanzte sie einst ein Lehrer
Mit seiner Schülerschar.[1]

Da stieg ein Kinderjubel
Zur jungen Linde empor:
„Gott segne unseren Kaiser",
So klang es in vollem Chor.

Es flogen dahin die Jahre,
Das Bäumchen wuchs zum Baum.
Der Lehrer und mancher Schüler,
Sie ruhen im stillen Raum.

Doch träumend steht noch die Linde
Auf steiler Bergeshöh'.
Sie denkt an vergangene Zeiten,
Ihr Herz erzittert in Weh.

[1] *Kaiser Wilhelm I. hatte am 22. März 1887 seinen 90. Geburtstag.*

Erwartung

Seit Stunden schon liegt das Gedeck
Festlich geschmückt auf weißem Linnen,
Doch unberührt ist das Besteck!
Ich sitz im Erker tief in Sinnen.

Du schreibst, mein Sohn: „Ich komm' heut´ noch,
An Deinem Herzen zu erwarmen.
Hier ist das Leben Lust und Joch,
Friedlich ist 's nur in Mutterarmen."

Stets tickt die Uhr. Mit dumpfem Schlag
Zeigt sie die vorgerückte Stunde. –
Eile, mein Sohn, schon sinkt der Tag.
Bring mir von Dir nur frohe Kunde!

Auf dem Eise

Schweigend sitz ich tief in Sinnen,
Falt die Hände in den Schoß.
Denk an ferne Kindertage,
Die ich einst mit Dir genoss.

Denk an glücklich frohe Stunden
Als das ahnungslose Kind
Fröhlich durch das Leben tollte,
Froher noch als Frühlingswind.

Wenn wir auf dem Eise liefen,
hin und her und her und hin,
Ward so eng die warme Jacke,
Warf ich sie ans Ufer hin.

Flogen hin auf glatter Fläche,
Eins das andere an der Hand.
Purpurn ging die Sonne unter
Hinter weißer Wolkenwand.

Kantor Engelhardt zum Geburtstag

So manches Lied hast Du gesungen,
Manch frohes, manches schmerzensvoll.
Weithin ins Land ist es erklungen,
Was Deiner Dichterbrust entquoll!

Du sangst von Schmerz, Du sangst von Freude,
Von Jugendglück und Sonnenschein!
Du sangst von eines Kindleins Leide,
Das früh Du legtest in den Schrein.

Du sangst zu Deines Schöpfers Ehre
Ein Lied ums andere hell und klar!
Es stieg zu jenem Heiligtume,
Das Deiner Sehnsucht Heimat war.

Du hast so manchen Schmerz erfahren,
So manches Liebe sank dahin.
Dein Bart gebleicht von harten Jahren
Doch ungebeugt Dein hoher Sinn.

Du greifst mit starken Händen wieder
Zur Harfe, die der Schmerz verbannt.
Hell klingen Deine frommen Lieder
Hinaus ins weite Hessenland!

Lass heller Deine Lieder klingen,
Du Eiche, stark in Gottes Land,
Dass sie in alle Herzen dringen,
Bis sie Dein Kleinod auch erkannt[1]

[1] *Wilhelm Engelhardt (verstorben 1935) war Lehrer in Mardorf von 1895 – 1923; das Gedicht ist seinem Geburtstag am 6. November 1931 gewidmet. (s. Engelhardt, G., Mardorf – mein Heimatdorf, Teil I; in: Homberger Hefte Nr. 24/1981, S. 41)*

Aus dem Leben einer einfachen Frau

Das Haus der Lies lag am Rain in Berge, dicht an den Felsen geschmiegt, dass von hinten nur die oberen Fenster ein wenig das Tageslicht hereinließen.[1] Die Balken des Häuschens waren braun gestrichen und zwischen ihnen leuchteten die weiß gekalkten Felder hell und sauber hervor. Die Türen hatten einen graublauen Anstrich. Sie gaben dem Häuschen ein freundliches Aussehen. So wohlhabend das kleine Haus auch aussah, so hatten seine Bewohner doch öfters mit der Armut zu kämpfen. Lasst mich aber am Anfang beginnen.

Die Lies war ein Waisenkind. Die Kindheit hatte sie bei Verwandten mit ihrem einzigen Bruder in Mardorf verbracht. Das waren keine glücklichen Zeiten für die Kinder, zumal auch noch eine Teuerung im Lande herrschte.[2]

Es war in den 80er Jahren (des 19. Jahrhunderts), als die Lies täglich zu einer alten Frau ging, die sich selbst nicht mehr helfen konnte, und der sie deshalb den Haushalt besorgte. Sie bekam dafür die Brotkrusten, die die alte Frau nicht mehr beißen konnte. Das war nun allerdings eine schlechte Bezahlung für die Dienste, welche ihr die Lies erwies. Aber da bei den Verwandten, die ja selbst bei ihrer großen Kinderzahl und den teuren Zeiten wenig zu beißen und zu brechen hatten, nicht so viel abfiel, dass sie ihren Hunger stillen konnte, so

[1] *Haus am Rain, heute: Am Felsenpfad Nr. 5; Haus der Familie Pfeffer/Schäfer. Das Bild stammt aus dem Jahre 1955.*

[2] *Bei der Teuerung handelt es sich um die Folgen der zweiten Weltwirtschaftskrise (1873 – 1896) des 19. Jahrhunderts. Sie hatte ihren Tiefpunkt 1878/79 und war u.a. durch die Überproduktion der ersten Gründerphase verursacht. In Deutschland wurde ihr mit staatlicher Schutz- und Subventionspolitik begegnet. (siehe Gebhardt, Handbuch der deutschen Geschichte, 9. Auflage, Bd. 3, Stuttgart 1970, Seite 511-516)*

war sie froh, sich die Brotrinden verdienen zu können. Doch wie nun mal die bösen wie die guten Zeiten langsam mit dem Rad der Zeit weitergehen, so vergingen auch die Jahre bei der kleinen Lies. Nach der Konfirmation kam die Lies als Kleinmagd in die Grundmühle. Mit freudig klopfendem Herzen ging sie, eine neue Schürze, zwei Paar selbst gestrickte Strümpfe und die allernotwendigste Wäsche in ein Tuch gebunden und an der Hand tragend, über den sauberen Mühlenhof. Die Müllerin, die gerade die Hühner fütterte, nickte ihr freundlich zu und nahm sie mit in die Wohnstube. Die kleine Lies wagte kaum einen Schritt zu tun auf dem blendend weiß gescheuerten Boden. Doch die freundliche Müllersfrau nahm sie an der Hand und führte sie an den sauber gedeckten Kaffeetisch, auf dem ein mächtiger Berg Streuselkuchen stand. Die Frau schüttete ihr Kaffee ein und sagte, sie solle nur tüchtig zulangen. In der Mühle könne sich jeder, ob Herr oder Knecht, satt essen. Das ließ sich das Mädchen nicht zweimal sagen und biß herzhaft in den prächtig aufgegangenen Kuchen hinein.

Nun begann für das verwaiste Kind eine bessere Zeit. Sie ging der Müllerin zur Hand und lernte unter ihrer Anleitung, die Schweine zu füttern. Da sie sehr gewissenhaft und fleißig war, konnte sie nach

Mühle Im Grund 1950. Die Mühle stellte 1923 den Betrieb ein. Heute ist sie im Besitz der Familie Kaiser.

kurzer Zeit schon selbstständig die Fütterung übernehmen.

Die kleine Schlafstube, die die Müllerin der Lies angewiesen hatte, war einfach, aber doch recht wohnlich. Das Bett war mit blauweiß gewürfeltem Bettzeug bezogen. In der Ecke stand ein kleiner Tisch mit einem irdenen Waschnapf. An der Tür hing ein schneeweißes Handtuch und eine alte Eichentruhe diente der Lies als Kleider- und Wäscheschrank. Manch selbstgesponnene Steige[1] Linnen und bunt gewürfeltes Bettzeug wanderte später in die Truhe. Die Müllerin sorgte für die Lies, wie es eine Mutter nicht besser hätte tun können. Die Lies war aber auch dankbar und tat alles, was sie der Frau an den Augen ablesen konnte.

Die Jahre gingen dahin. Die Lies war mittlerweile 18 Jahre alt geworden und mancher stattliche Bursche sah dem schmucken Mädchen wohlgefällig nach. Über den Mühlenhof führte zu damaliger Zeit noch ein rechtmäßiger öffentlicher Weg. Das war dem Müller nicht recht. Er hatte schon manches versucht, um das alte Wegerecht der Dorfbewohner abzuschaffen. Es war ihm aber noch nicht gelungen. Den Knechten und Mägden war es oft eine Abwechslung, wenn der eine oder der andere über den Hof ging. Manches Scherzwort flog dann hinüber und herüber. Der Lies war es seit der letzten Kirmes eine Freude, wenn sie den Fritz aus dem Häuschen am Berg in seiner schmucken Uniform über den Hof gehen sah. Oft traf es sich so, dass die Lies die Hühner fütterte und der Fritz dann einen Augenblick stehen blieb und freundliche Worte mit ihr wechselte. Dann war sie so froh und glücklich, dass es ein jeder ihr ansehen konnte. Es war etwas Neues in ihr Leben getreten, das sie so glücklich machte.

Eines Tages sagte die Müllerin: „Lies, die Vöpelsche[2] ist krank. Sie hat wieder ihren Rheumatismus. Geh mal hin und bring ihr eine Suppe und den Formkuchen. Morgen ist Sonntag und die kranke Frau soll auch ihren Sonntag haben.“ Als die Lies den letzten irdenen Teller auf die Anrichte gestellt hatte, lief sie, so schnell es nur ging, die Treppe hinauf in ihre Kammer, wusch sich und kämmte das Haar, zog eine saubere Schürze an und eilte in die Küche zurück. Die Frau hatte den Korb schon fertig und die Lies eilte die Klippe, einen

[1] *Steige oder Stiege = Anzahl von 20 Stück (siehe Mackensen, Großes Deutsches Wörterbuch)*
[2] *mundartlich für Frau Vaupel*

steilen Felsenweg hinauf. Da lag das Haus und auf ihr Klopfen rief eine kräftige Stimme: „Herein!“ Sie trat zögernd in die kleine saubere Stube und richtete ihre Bestellung aus. Aus dem Alkoven[1] sah die Vöpelsche die Überbringerin an, und ein freundliches Lächeln huschte über ihr schmerzverzogenes Gesicht. Die Lies musste sich an ihr Bett setzen und viel erzählen, von sich und von der guten Müllersfrau. Der Fritz saß am Fenster und rauchte sein kurzes Pfeifchen. Ab und zu tauschten Mutter und Sohn einen verständnisinnigen Blick. Das Mädchen schien etwas gemerkt zu haben und eilte, wieder nach Hause zu kommen. Die Vöpelsche aber bat, sie doch recht oft zu besuchen. Sie wäre eine alte Frau und freue sich, ein junges, frisches Mädchen um sich zu haben, weil sie doch oft so krank wäre.

Als die Lies nach längerer Zeit wieder einmal bei der Vöpelschen vorsprach, da hat sie die Lies gefragt, ob sie ihre Schwiegertochter werden wolle. Das Häuschen wäre schuldenfrei und Hausrat brauche sie auch nicht mitzubringen. Die Hochzeit könne so bald wie möglich stattfinden. Da hat die Lies, obwohl sie den Fritz ja gerne mochte, geantwortet, man müsse noch etwas warten, bis die Müllerin eine andere Kleinmagd habe. Bis Weihnachten wolle sie noch bleiben.

Die Müllersfrau hatte es sich nicht nehmen lassen, der Lies zu ihrer schönen Leinenausstattung auch noch einen Leinen- und Kleiderschrank anfertigen zu lassen. Ebenso meinte sie, müsse die Lies auch einen Tisch, sechs Stühle und ein Ehebett haben. Da gab es noch manches zu schaffen. Die Weihnachtszeit kam viel schneller heran, als man gedacht hatte. Die Hochzeit wollte die Müllerin in der Mühle ausrichten. Aber die Schwiegermutter der Lies bestand darauf, dass die Feier in ihrem Häuschen stattfände. Die Lies hatte ihren Bruder eingeladen, und die Müllersfrau tat ihnen die Ehre an, zum Kaffee zu kommen. Getraut wurden sie in der alten Dorfkirche im Morgengottesdienst. Die Müllerin schickte das Sauerkraut mit Schweinefleisch und die alte Vöpelsche stellte es in der Ofenröhre warm. Das Hochzeitsessen war bald beendet und der Kaffee folgte hinterher.

Nun war die Lies dem Fritz seine Frau, und die Schwiegermut-

[1] *Schrankbett, Bettnische, manchmal mit Vorhang abgetrennt (Duden)*

ter war froh, eine Stütze zu haben. Sie kränkelte immer etwas und war dann auch übler Laune. Die Lies tat still ihre Arbeit und ließ sich durch die zeitweise üblen Launen der Kranken nicht in ihrem freundlich heiteren Wesen beirren. Der Fritz war einziges Kind seiner Mutter und ziemlich verwöhnt. Manches Mal, wenn seine junge Frau eine einfache Abendsuppe gekocht hatte, ging er zu seiner Mutter und sagte, dass dies kein Essen für ihn sei, er wolle Fleisch haben, da er tagsüber ja auch schwer gearbeitet habe. Die Mutter machte dann der Lies Vorwürfe, er wäre auch abends gewöhnt, ein Glas Bier zu trinken. Die Lies hielt das für überflüssig und sagte, der Müller hätte doch auch keines getrunken, sie müssten doch sparsam sein und es gäbe im Haushalt noch mancherlei anzuschaffen. Da gab es schon hin und wieder einmal Tränen. Dann lenkte der Fritz wieder ein und sagte, sie solle nicht böse sein, er wolle ja auch ihre Suppe essen, aber sein Bier wolle er auch haben. Die Lies hielt nun gerade das für Verschwendung und holte ihm nur selten ein Glas.

Das erste Kind sollte bald geboren werden. Der Fritz freute sich sehr und ging eines Tages, als er von der Grube (Grube Mardorf[1]) gekommen und sein Mittagessen gegessen, freudig gestimmt zum Tischler, um eine Wiege zu bestellen. Der Weg führte am Wirtshaus vorbei, und er konnte der Versuchung nicht widerstehen, ein Gläschen Bier auf die Gesundheit seiner Frau zu trinken. Er fand auch noch gute Freunde, und es blieb nicht bei einem Glas. Und so blieben sie sitzen und tranken so lange, bis sie nicht mehr gerade gehen konnten. Inzwischen war die Kaffeezeit vorüber. Die Lies wartete nun schon eine ganze Stunde lang mit dem Abendessen auf ihren Mann, aber er kam immer noch nicht. Träne um Träne wischte sie heimlich mit der Schürze fort, damit ihre Schwiegermutter nichts merkte. Es war schon lange dunkel, und es ging auf Mitternacht zu, da kam der Fritz polternd zur Tür herein. Schwankend ging er zum Bett seiner Mutter und setzte sich in den Sorgenstuhl, der neben dem Bett stand. Er lamentierte und heulte, nicht mal was Gescheites

[1] *Die Eisenerzgrube Mardorf war seit 1872 im Besitz der Warsteiner Gruben- und Hüttenwerke AG. Im Jahre 1873 waren 70 Bergleute beschäftigt. Aus Rentabilitätsgründen hatte die Grube in der Zeit der Wirtschaftskrise (s.o.) 1880 nur noch 15 Beschäftigte und 1889 wurde der Betrieb vorläufig ganz eingestellt. Nach mehrfachen Wiedereröffnungen und Schließungen stellte die Grube 1954 den Betrieb endgültig ein. (siehe u.a.: Engelhardt, Gustav, Mardorf – mein Heimatdorf, Teil I, in: Homberger Hefte Nr. 24/1981, Seite 56)*

zu essen koche ihm seine Frau. Er habe den ganzen Tag noch nichts Ordentliches gegessen. Dabei könne kein Bergmann bestehen. Die Schwiegermutter sah die Lies strafend an, streichelte ihrem Fritz die Hände und sagte, er solle sich doch beruhigen. Seine Frau würde ihm gleich eine Wurst aus der Räucherkammer holen. Schweigend ging die Lies hinaus und weinte still in sich hinein. Als sie mit einer großen Wurst in die Stube zurückkam, sah und hörte der Fritz nichts mehr. Er schnarchte und schnaufte wie eine Dampfmaschine.

Diese Szenen wiederholten sich später immer öfter. Er bereute jedoch sein haltloses Benehmen, da seine Frau so gut für die Mutter und ihn sorgte. Das Leiden der alten Vöpelschen war zwar nicht schlimmer geworden, doch das Herz wollte nicht mehr. Eines Tages hat sie die Lies herbeigerufen, ihr die Hand gedrückt und gesagt, sie solle dem Fritz eine gute Frau bleiben und sie danke ihr dafür, dass sie ihr immer eine gute Schwiegertochter gewesen sei. Dann setzte ein Herzschlag ihrem Leben ein Ende.

Es mochten sechs Jahre nach dem Tod der Vöpelschen sein, inzwischen waren dem Fritz und seiner Frau drei Knaben geboren, da brachte der Fritz die Nachricht von der Eisengrube mit, der Bergwerkbesitzer müsse das Unternehmen aufgeben, da man das Eisen in anderen Bergwerken besser und billiger zutage fördern könne. Dieses Gerücht fand anfänglich noch keinen Glauben. Doch wurden die noch immer Hoffenden schwer enttäuscht. Im Frühjahr wurde der Betrieb eingestellt und die in ihm beschäftigten Arbeiter wurden brotlos.

Nun begann für die Lies und ihre Familie eine schwere Zeit. An so manchem Tag wusste sie nicht, was sie in den Kochtopf tun sollte. So manchen Abend briet sie Kartoffeln mit der Schale in der Ofenröhre und dazu gab es Zwetschgenmus und Kaffee. Die Lies war nicht verwöhnt. Sie fand sich auch ohne Murren in der Armut zurecht, aber dem Fritz wollte die magere Kost nicht behagen. Er griff nun zum Kummer seiner Frau öfter zum Schnapsglas.

So wie in einem jeden Menschenherzen bei Erwachen des Frühlings neues Hoffen einzieht, und die Sorgen mit dem Winter dahin ziehen, so hoffte auch die Lies auf eine Wendung zum Guten. Eines Tages schickte die Müllersfrau eine Magd und ließ fragen, ob die Lies

ihr bei der Bestellung des Gartens helfen könne. Freudig willigte sie ein. Sie bekam dafür täglich 30 Pfennig und die Kost. Für ihren Mann und die drei Knaben schickte die Müllerin eine Schüssel Mittagessen in das Häuschen am Hang. So ward die Not wieder vorüber. Den ganzen Sommer durch gab es Arbeit in der Mühle. Als der Fritz dann auch Beschäftigung als Handlanger bei den Maurern gefunden hatte und der älteste Junge, Justus, als Kirchenjunge schon etwas verdiente, lebten die Bewohner des Häuschens am Hang schon in bescheidenem Wohlstand.

Die fleißigen Hände der Mutter ruhten aber nicht, wenn sie abends nach Hause kam. Sie putzte das Haus, dass es nur so blitzte. Der Fritz, bewegt durch die opferfreudige Liebe seiner Frau um die Ihren, trank nicht mehr so viel. Nur, dann und wann, wenn es etwas zu feiern gab, trank er mal einen über den Durst. Bei treuer Pflichterfüllung, Arbeit und Sorge um ihre Familie vergingen die Jahre schnell. Der älteste Sohn, Just, wurde als Kürassier für die Truppe ausgehoben. Er hatte das Schuhmacherhandwerk erlernt und kam nach Potsdam.

Der zweite Sohn, der Konrad, wurde Maurer und ging mit dem Vater zur Arbeit. Als er ausgelernt hatte, fand er mit anderen jungen Leuten in Bayern Beschäftigung. Dort waren die Löhne bedeutend höher als in unserem Heimatkreis. Am Montag früh fuhr er hin und kam am Sonnabend mit dem verdienten Geld zurück. Wie strahlten seine Augen, wenn er der lieben Mutter die sauer verdienten Taler hinzählen konnte. Nichts behielt er zurück. Dann strich die Mutter ihrem Jungen liebevoll über den blonden Scheitel, während ein glückliches Lächeln ihr Gesicht verjüngte. Sie gab ihm 30 Pfennig für den Sonntag, die der Konrad freudig annahm, aber nicht ausgab, sondern als Sparpfennig zurücklegte.

Dem Just wollten die Soldatenjahre erst nicht so behagen, doch gefiel es ihm später besser, als er zu den Handwerkern auf die Kammer kam. Manches musste er erfahren, was ihm zuhause nie zu Ohren gekommen wäre. Bekanntlich fällt das Böse eher auf fruchtbaren Boden als das Gute. Er gab den alten Kameraden recht, wenn sie sagten, die Löhne der Handwerker wären viel zu gering. Ein jeder Mensch wolle sein Leben genießen. Sonntags einen tüchtigen Rausch müsse sich der Arbeiter erlauben können und vor allen Dingen der Soldat solle sich sonntags amüsieren. Diese Reden gefielen dem Just wohl, und

er ließ sich sonntags nicht nötigen, wenn er aufgefordert wurde, mit zum Tanzen oder in die Kneipe zu gehen.

Die Lies, in Sorge um ihren Ältesten, schickte öfters ein Paket mit selbstgebackenem Eisenkuchen und mit Wurst, die ihr die Müllersfrau für ihn gegeben hatte. Der Konrad legte auch öfters ein kleines Leinenbeutelchen mit einem Teil seiner Spargroschen bei. Auch der Henner, der Jüngste, der jetzt das Amt des Kirchenjungen verwaltete, legte etwas dazu. So litt der Just keine Not. Er lebte verhältnismäßig üppig, im Vergleich zu seinen Angehörigen.

Einmal war er auf Urlaub nachhause gekommen. Schmuck hatte er ausgesehen in seiner kessen Kürassieruniform. Vater, Mutter und die Brüder waren stolz hinter ihm her in die Kirche geschritten. Alle hatten nach ihm hingesehen, da schlug auch das Mutterherz der Lies in stolzer Freude höher. An einem Spätherbsttage, die Landleute waren eifrig damit beschäftigt, die Kartoffeln in die Keller zu bringen und das Obst zu bergen, da kam der Just mit einem Reservistenstock in die Heimat zurück. Die Freude in dem Häuschen am Berge war sehr groß, und auch der Just war froh, die Seinen gesund wieder zu sehen. Geschäftig lief die Mutter hin und her, um es dem Sohne in der Heimat gemütlich zu machen. Zusammen am Kaffeetisch sitzend beschlossen sie, dem Just eine Stube als Werkstatt einzuräumen. Er sollte dann als selbstständiger Schuhmacher arbeiten. Als dem Ältesten gebührte ihm ja später einmal das Haus.

Die Mutter hatte schon lange vorgesorgt und das Geld für das Handwerkszeug zurückgelegt. Um Kundschaft war ihr nicht bange. Sie hatte viele Freunde und ein Schuhmacher fehlte zudem im Ort. Nach einigen Tagen saß der Just schon lustig hämmernd auf dem Schusterschemel. Arbeit gab's in Menge. Da träumte die Lies ihren schönsten Traum. Sie sah das Häuschen groß und größer werden, sie sah einen schönen, großen Garten um das Haus und sich darin schaffen und arbeiten. Ihre Pläne sollten sich auch bald verwirklichen. Der Garten wurde gekauft und im Frühjahr ein Teil am Haus angebaut.

Alles schien sich von selbst zu finden. Da trat eines Tages der Just zu seiner Mutter und fragte: „Wo habt ihr euer Geld? Ich habe welches nötig. Ich habe eine Braut und habe Schulden." Die Mutter hielt

sich an dem Stuhl, neben dem sie gerade stand, fest, sonst wäre sie vor Schreck umgefallen. Ihr Just eine Braut und Schulden? Leichtsinnig war er geworden. Das war für ihr vertrauendes Mutterherz ein harter Schlag. Hatte sie nicht alles für ihn getan, die Wege geebnet für eine sichere Zukunft? Sie wollte etwas sagen, aber ihr versagte die Stimme, sie wollte weinen, aber es kam nur ein heiseres Lachen. Der Just, doch etwas betroffen über die Wirkung seiner Worte, sagte: „Das ist doch nicht so schlimm. Die Bärbellies ist wohl arm, aber dafür das schmuckeste Dienstmädchen im Dorf."

Da fand die Lies wieder Worte: „Ja, und dazu das Eitelste und Hoffärtigste im Dorf. Sie lässt ihre Kleider bei der teuersten Schneiderin der Stadt nähen; und Sammetärmel hat sie am Kleid und tut so, als ob sie die Tochter der Herrschaft wäre. Alles hat sie an den Staat gehängt und kein Betttuch hat sie in der Truhe, und als Schwiegertochter kommt sie mir nicht ins Haus!"[1] Beschämt schlich der Just hinaus. Am Abend sagte er der Bärbellies, dass sie der Mutter nicht gelegen käme und er das Haus nun nicht bekomme. Da meinte die Bärbellies sie sollten sich eine Wohnung mieten und doch heiraten. Das bisschen Hausrat könnten sie auf Abzahlung kaufen.

Gegen den Willen der Eltern heiratete Just die junge Frau, und sie fingen den Hausstand mit Schulden an. Die junge Frau dachte, nun, da sie einen Mann habe, brauche sie nicht mehr zu arbeiten. Wenn die Bauersleute, bei denen sie in Dienst gewesen war, nachfragten, ob sie einmal bei der Arbeit aushelfen könne, dann lachte sie herablassend und sagte: „Ich brauche jetzt nicht mehr zu arbeiten, ich bin jetzt Meisterin!" Der Just musste nun den Haushalt mit seinem Verdienst alleine unterhalten. Seiner Frau stand es gut, die Meisterin zu spielen. Wochentags ging sie im Sonntagskleid, weißer Zierschürze und gebrannten Stirnlöckchen umher und ließ den Just für sich sorgen.

So war ein Jahr vorüber gegangen und ein kleiner Junge war bei den Schustersleuten angekommen. Nun musste der Vater noch fleißiger den Schusterhammer schwingen, denn durch den neuen Erdenbürger hatte sich das Leben bedeutend verteuert. Da musste die

[1] *„Staat" bedeutet hier „äußeres Erscheinungsbild"*

Babywäsche beschafft werden und einen Kinderwagen wollte die Bärbellies natürlich auch haben, so wie ihn die Gutsleute für ihre Kinder hatten. Da reichte das Geld nicht mehr aus, was der Just verdiente; zumal der Geldverleiher sein Geld zurückhaben wollte, das er dem Just für den Kauf der Möbel geliehen hatte.

Just dachte jetzt öfters einmal an das Häuschen am Hang, und wie die fleißige, sparsame Mutter darin gewaltet hatte, als er noch ein Junge war. Wie hatte die Mutter dem Vater im Kampf ums tägliche Leben treu zur Seite gestanden. Damals, als der Vater ohne Arbeit war, hatte sie von früh bis spät die fleißigen Hände gerührt und hatte ihrer Familie über die schwere Zeit hinweggeholfen. Seine Mutter war immer der gute Geist im Haus gewesen. Eine tiefe Röte schoss dem Just in das Gesicht, wenn er daran dachte, wie sehr er seine Mutter gekränkt hatte.

In dem Häuschen am Berg ging alles seinen gewohnten Gang. Der Konrad verdiente ein schönes Geld, und deshalb war es der Lies jetzt nicht mehr schwer, die Hypothek, die auf dem Neubau ruhte, abzuzahlen und den Haushalt durchzubringen. Nun hätte sie ja einmal froh sein können. Der Fritz war verständig und trank nicht mehr so viel und der Henner verdiente auch schon etwas. Da blieb nur noch die Sorge um den Just. Sie hatte auch schon, als ihr zu Ohren gekommen war, dass die Möbel gepfändet worden waren, dem Just eine Geldsumme durch Konrad geschickt. Aber dieser hatte das Geld nicht angenommen und gesagt, er wolle das sauer verdiente Geld seiner Mutter nicht auch noch durchbringen, helfen könne es ihnen ja auch nichts mehr.

Einige Zeit später ließ der Geldverleiher einen Teil des Hausrates der jungen Leute verkaufen. Just beschloss nun, mit seiner Familie nach Kassel zu ziehen, um sich eine neue Existenz zu gründen. An einem trüben Novembertag zog er mit dem Wenigen, was ihnen geblieben war, in die Großstadt. Dort mietete er eine Wohnung und arbeitete mit einem Gesellen Tag und Nacht. Er wollte durch Arbeit und Fleiß ein wohlhabender Mann werden. Seine Frau aber, deren Putzsucht sich nicht mit dem Betrachten der schönen Kleider in den Schaufenstern zufrieden gab, trug das so sauer verdiente Geld wieder hinaus.

Einmal, als der Just ihr von seiner sparsamen Mutter erzählte, lachte die Bärbellies ihr leichtsinniges Lachen, und sagte: „Deine Mutter ist eine alte Frau und in ihrer Jugend waren noch andere Zeiten. Denkst wohl, ich wollte ein Kattunkleid oder –mantel tragen? Und mit einem Betzel in Kassel herumlaufen.[1] Da hast Du Dich in mir geirrt. Das Seidenkleid, das bei L&L ausgestellt war, habe ich mir gekauft, und morgen Abend gehen wir zum Ball!“ – „Ich gehe nicht mit Dir, Du leichtsinnige Frau! Willst Du das arme Kind alleine in der Wohnung lassen?“, erwiderte der Just empört. – „Dann gehe ich eben alleine!“, sagte die Bärbellies mit einem koketten Blick auf den Gesellen, der auf seinem Schusterschemel sitzend Zeuge der Auseinandersetzung war.

Als am nächsten Abend die Bärbellies unbekümmert um das Verbot ihres Mannes und ohne das schreiende Kind zu beachten mit modischer Frisur und elegantem Ballkleid lächelnd zur Tür hinausging, da hätte der Just hinterher stürzen mögen. Aber das weinende Kind mahnte ihn an seine Pflicht. „Mutter, Mutter!“, kam es nun stöhnend über seine Lippen. Er nahm die warme Milch vom Herd, goss sie in ein Fläschchen und gab dem hungrigen Kind seine Nahrung. Dann legte er es in sein Bettchen und sang es leise in den Schlaf. An diesem Abend nahm der Just die Schnapsflasche aus dem Schrank, ging über die Straße in die nächste Wirtschaft und kehrte mit der gefüllten Flasche zurück. Als spät nach Mitternacht seine Frau nach Hause kam und ihm erzählte, wie gut es ihr auf dem Ball gefallen habe und wie schön der Geselle tanzen könne, da war die Geduld des Just zu Ende. Der Brandwein tat auch seine Wirkung. Justus schimpfte und schlug auf seine Frau ein, dass sie, so schnell es ging, in der Stube nebenan verschwand und den Riegel vorschob.

Am anderen Morgen war der Zorn ihres Mannes noch nicht verflogen. Dem Gesellen machte er Vorhaltungen, ob er sich nicht schäme, mit der Frau eines anderen Mannes tanzen zu gehen? Ein Wort gab das andere, und bald flogen die Schusterschemel einander an die Köpfe. Von einem heftigen Schlag getroffen, stürzte der Geselle zu Boden. Auf die Hilferufe der Bärbellies hin drangen Polizisten in die Stube ein. Nach kurzem Verhör wurde der Geselle ins Krankenhaus

[1] *Kattun = Baumwollstoff (Mackensen); Betzel = Haube, Mütze (Mackensen). In Niederhessen „schwarz und schmucklos“ (Junker, Georg, Chronik Caßdorf, Homberg 1986, Seite 346)*

verfrachtet und der Just in das Gefängnis abgeführt.

In dem Häuschen am Hang ging es während dieser Zeit friedlich zu. Dank dem Fleiß und der Fürsorge der guten Mutter war der Haushalt ein geordneter. Das Schwein, welches sie gefüttert hatte, lag gesalzen in der Mulde und der Rauchfang war dicht mit Würsten behängt. Doch die Lies konnte sich nicht freuen. Die Sorge um ihren Ältesten ließ sie nicht zur Ruhe kommen. Gern hätte sie ihm von ihrem Überfluss geschickt, aber sie wusste nicht einmal, wo er wohnte. Als sie eines Tages über ihrer Flickarbeit saß und ihren Gedanken nachhing, brachte der Postbote einen Brief. Die Handschrift war ihr fremd. Als sie denselben geöffnet und den Inhalt überflogen hatte, ging ein Zittern durch ihren Körper. Die Ihren fanden sie ohnmächtig auf dem Boden liegend und den Brief in der Hand haltend.

Der Brief lautete: „Vor einer Woche wurde ihr Sohn, der Schuhmacher Justus Vaupel, hier in das Untersuchungsgefängnis eingeliefert. Er muss sich wegen gefährlicher Körperverletzung vor Gericht verantworten. Ihr Sohn ist an einem heftigen Nervenfieber erkrankt und wünscht, seine Mutter zu sprechen."

Am anderen Tag reiste die Lies mit ihrem Mann nach Kassel. Als sie an das Krankenbett geführt wurden, konnte ihnen der Just die Hand nur noch in stummer Abbitte drücken. Tief erschüttert standen die Eltern am Sterbebett ihres Sohnes. Der Gefängniswärter erzählte ihnen, was er über das Unglück des Just von ihm selbst erfahren hatte. Ihres Enkels wegen gingen der Fritz und die Lies in die Wohnung zur Schwiegertochter. Diese weinte über das große Unglück, das über sie gekommen sei. Dass sie selbst Schuld treffen könnte, daran dachte sie in ihrem Leichtsinn nicht. Als die Beerdigung vorüber war, wollten die Großeltern das Kind mit nachhause nehmen, aber die sonst so wenig kinderliebe Bärbellies behielt das Kind.

So reisten dann Fritz und Lies schweren Herzens nach Berge zurück. Die Verwundung des Gesellen war nicht so ernster Natur gewesen, wie die Ärzte anfangs geglaubt hatten, und er erholte sich schnell. Als er kurz vor der Entlassung aus dem Krankenhaus einen Brief von der Bärbellies erhielt, in welchem sie ihm mitteilte, dass ihr Mann gestorben sei, und sie ihn bat, das Geschäft bei ihr weiterzuführen, da ging er am nächsten Tag hin und nahm die Arbeit wieder

auf. Von Gewissensbissen getrieben arbeitete er jetzt für das Kind seines Meisters und, um auch später für das Kind sorgen zu können, nahm er die Bärbellies zur Frau, obgleich sie es nicht verdiente, wie er sagte.

Der Frühling hatte den Winter verdrängt. Bäume und Sträucher waren wieder grün und blühten, die Vögel saßen jubelnd und zwitschernd in den mit Blütenschnee beladenen Bäumen. Die Lies stand vor der Hintertür des Hauses, die in den Garten führte, und sah den Zauber der Natur. Sie konnte sich demselben nicht ganz entziehen, obwohl die Trauer um ihren Sohn noch fest in ihrem Herzen saß. Sie wischte schnell eine Träne fort und ging den Pfad entlang zu den Beeten, auf denen sich schon der erste Lattich und die neuen Karotten in frischem Grün ausbreiteten.[1] Narzissen und Nelken dufteten ihr entgegen, als wollten sie sagen: „Wir duften und blühen für Dich!" Sie beugte sich zu ihnen und pflückte eine Blume nach der anderen zu einem wunderschönen Strauß. Dabei sagte sie: „Heute Abend sollst Du meinen Jungen, den Konrad, erfreuen, wenn er von der Wochenarbeit nach Hause kommt." Versonnen lächelnd ging sie zurück ins Haus, holte eine blaue Vase aus dem Schrank, die sie einmal als Geburtstagsgeschenk in ihrer Jugend von der Müllersfrau bekommen hatte. Sie stellte den Strauß in die mit Wasser gefüllte Vase auf den Tisch der frisch geputzten Wohnstube. Noch zwei Stunden, dann musste der Junge da sein.

Plötzlich erfasste sie eine Angst, und sie wusste nicht, auf was sie zurückzuführen war. Hatte sie nicht einen Traum gehabt in der letzten Nacht? Ja, doch, jetzt fielen ihr die Worte wieder ein, die eine Stimme laut und deutlich zu ihr gesagt hatte: „Befiehl dem Herrn Deine Wege und hoffe auf ihn. Er wird's wohl machen!" Was mochte wohl dieser Traum bedeuten? Zwei Stunden später, als die Arbeiter zurückkamen, konnte sich die Lies ihren Traum erklären. Der Konrad war nicht mit seinen Kameraden gekommen, er war von der Plattform eines Eisenbahnwagens abgestürzt und überfahren worden. Anderen Tages wurde er tot ins Haus gebracht. Da stand die Lies in ihrem namenlosen Schmerz ratlos und niedergeschlagen und fragte nur immer und immer wieder, „Warum musste mir, da ich schon den ältesten Sohn verloren und mein kränkelnder Mann seiner

[1] *Lattich = Kopfsalat (Mackensen)*

Arbeit nicht mehr nachgehen kann, nun auch noch der Ernährer genommen werden? Darf ich mir auch nicht die kleinste und unschuldigste Freude gönnen? Darf ich mich nicht einmal an dem Wunder Schöpfung erfreuen?“

Sie hatte die Hoffnung ihres Alters auf diesen Sohn gesetzt. Und nun war auch diese mit einem Schlage vernichtet. „Befiehl dem Herren Deine Wege,“ sagte die Lies auf dem Weg zum Friedhof. „Befiehl dem Herren Deine Wege,“ sagte sie zu sich, als die Stimme des Pfarrers, der am offenen Grab stand, zu ihr herüber klang. Alles erschien ihr wie ein böser Traum. Wie eine Schlafwandlerin ging sie mit den Angehörigen, die ihr noch geblieben waren, nach Hause. Schwere, endlos lange Tage und Wochen folgten. Die sonst so eifrigen Hände der Lies lagen müßig in ihrem Schoß. „Der Sonntagsbote“, der immer ihr Freund und Tröster gewesen, lag unbeachtet auf dem Eckbrett. Sie wollte sich von niemandem trösten lassen. Ihr jüngster Sohn, der Henner, musste wieder in seine Lehrstelle zurück. Ihr kränkelnder Mann tat die nötigste Arbeit. Auch ihn hatte der Schmerz über den Tod seiner Söhne stark mitgenommen.

Der Sommer war vorübergegangen. Die Lies hatte von seiner Herrlichkeit nichts gesehen. Es war Ende September, die Kartoffeln mussten im Felde ausgemacht werden. Mitleidige Leute halfen ihr dabei. Langsam siegte aber die Arbeitsfreudigkeit der Lies über den Schmerz. Sie grub den Garten um und brachte Gemüse und Obst in den Keller. Als der Winter kam, lebten die beiden Eheleute ein friedliches, einsames Leben. Ihre einzige Abwechslung bestand darin, wenn der Henner einen Brief schrieb oder etwas von seinen Trinkgeldern schickte, die er als Kellner erhielt.

Da trat der Tod wieder als Gast in das Häuschen am Berge. Der Fritz war an einer Lungenentzündung gestorben. Die Lies, an Prüfungen und Kämpfe gewöhnt, nahm den neuen Schicksalsschlag ruhig und gefasst entgegen. „Befiehl dem Herren Deine Wege“, dachte sie immer wieder und bettete den Gatten neben den geliebten Sohn. Das Leben hatte ihr viel gegeben und genommen. Sie war stille geworden. Allein ging sie nun wieder der Arbeit nach.

Als ihr jüngster Sohn eine Familie gründete, verzichtete die Lies auf den Zuschuss, den er ihr bis dahin gesandt hatte. Sie wollte nicht, dass sich der Henner ihretwegen Entbehrungen auferlegte. Sie half im Sommer bei den leichten Feldarbeiten, im Winter hütete sie unermüdlich die Kinder der Gutsherrschaft, bei der sie nun beschäftigt war. Am Sonntag ging sie zur Kirche, und zum Mittagessen war sie ständiger Gast im Schulhaus. Wenn einer die Lies sprechen hörte – es kam nicht so oft vor – der wusste, die hatte das Leben mit seinen Freuden und Leiden überwunden.

Sie rüstete nur noch zu dem letzten Wege, ohne Wünsche, aber nicht ohne Hoffnung: „Befiehl dem Herrn Deine Wege und hoffe auf ihn, er wird's wohl machen." Dies war ihr Wahlspruch geworden. So trug sie auch die Einsamkeit und das Alter ohne Murren.

Die Geschichte vom alten Henner

Der alte Henner gehörte zu den glücklichen Menschen, denen der Kopf nicht viel Beschwerde machte. Denken war nicht seine Sache. Er ließ andere für sich denken und sorgen und hatte so ein sorglos glückliches Leben. Der Henner wohnte im Berger Hirten- oder Gemeindehaus.[1] Wo er geboren, weiß ich nicht, aber dass er zwei Namen hatte, war mir bekannt. Er führte den Namen seiner Mutter, Stemmler, aber wurde auch im Scherz „Hund" gerufen, wahrscheinlich nach dem Namen des Vaters, den aber niemand kannte. Wenn die Schuljungen ihn necken wollten und „Wau, wau" hinter ihm herriefen, konnte der sonst immer lachende, fröhliche Henner sehr böse werden. Er nahm dann sein Handwerkszeug, Besen oder Schippe und sprang hinter den bösen Jungen her, die natürlich längst das Weite gesucht hatten.

Der Henner war klein und untersetzt. Ein ziemlich dicker Kopf mit einem struppigen Vollbart und ein dickes, lachendes Vollmondgesicht gaben ihm ein gutmütiges Aussehen. Er war es auch, in der Tat, immer hilfsbereit und freundlich, gefällig und fleißig bei der Arbeit. Er wurde, wie man auf dem Lande sagt, reihum gefüttert, d.h., er bekam das Essen von den Bauern und musste dafür arbeiten. Die Dauer der Arbeitszeit richtete sich nach der Größe der Güter. Die größeren Bauern mussten ihn 14 Tage nehmen und die Kuhbauern 8 Tage. Der Henner war kein schlechter Kostgänger. Als der Lehrer des Dorfes sich bei dem Verkauf eines Gutes einige Acker Land gekauft hatte, beschloss der wohllöbliche Gemeinderat, er müsse nun auch – wie alle Bauern – den Henner in Arbeit und Kost nehmen und zwar 2 Tage. So kam es, dass ich dem Henner seine Esslust mit Verwunderung feststellen konnte. Zwei große Terrinen Linsensuppe zu verzehren, war für ihn ein Kinderspiel. Der Henner betätigte sich nicht nur in der Landwirtschaft, er hatte auch das Amt des Bälgetreters auszuüben.[2] Sonntags früh, noch ehe ein anderer Kirchgänger aus dem Dorf oder aus den Nachbargemeinden zur Kirche wanderte, war der Henner schon auf den Beinen. Bevor das erste Zeichen ge-

[1] *Hirten- oder Gemeindehäuser gab es in vielen Dörfern und waren in deren Besitz. Hier wohnten die Schäfer und Hirten, die im Dienst der Gemeinde standen.*

[2] *Der Bälgetreter musste die Blasebälge der Kirchenorgel bedienen.*

geben wurde, kam er angewackelt, tipp topp angezogen: Gestreifte Hose, Cut und Dohle[1] auf dem Kopf. So saß er erwartungsvoll auf der Bank vor der Kirche. Wenn man ihn dann ansah, so legte er los, ohne dass man ihn danach gefragt hätte: „Es ist alles Porr, Hose Porr, Rock Porr, Hut Porr." Das hieß, er hatte seine gesamte Garderobe vom Pfarrer bekommen. Natürlich war sie abgelegt, für den Henner aber immer noch gut genug. Der Henner tat dann seinen Dienst gewissenhaft und selbstbewusst. Er sagte gelegentlich eines Missionsfestes in Berge zu vielen Leuten: „Ech benn der Orgelspeeler von Berge", und setzte dann hinzu: „Wenn ech den Balg net trete, kann der Schullehrer ö net speelen."

Sonntags, nach dem Gottesdienst, wenn der Lehrer und der Pfarrer noch vor der Kirche standen und Verschiedenes besprachen, ging der Henner nicht vom Flecken. Er rechnete sich eben zur Geistlichkeit. Einmal, als er dem Herrn Pfarrer begegnete, sagte er: „Herr Porr, bale han ech ö minen guten Dog, minen Gebortsdog." Als der Pfarrer sagte, dass das aber noch lange bis dahin sei, meinte der Henner: „Es is August schon, September, Oktober, November, Dezember, Januar, Februar und dann hammern schon."

Der Henner freute sich von einem Geburtstag auf den anderen. Wenn nun dieser von ihm so heiß ersehnte Tag herankam, dann stand er früh auf, zog sich sonntäglich an und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Die Burschen im Dorf ließen sich diesen Tag zu mancherlei Kurzweil dienen. Sie hatten den Geburtstagsstrauß schon bereit, bunt, mit Bändern geschmückt. Sie nahmen den Henner vor seiner Türe in Empfang und banden ihm den Strauß an den Arm. So ging der Henner dann strahlend und glücklich durch das Dorf. Er ging von Haus zu Haus, um sich gratulieren zu lassen und seine 50 Pfennig als Geschenk in Empfang zu nehmen. Sein Essen bekam er in dem Hof, wo er gerade in Arbeit war.

Aber Arbeit gab's für ihn an diesem Tag nicht. Die Burschen hatten schon vorher Karten und Briefe gesammelt und gaben sie dem Postboten Andreas, der in den Scherz eingeweiht war, zur Bestellung

[1] *Cut = Herrenschoßrock, Schwalbenschwanz (Mackensen); Dohle = scherzhaft für „schwarzer Hut" (Mackensen)*

an den Herrn Heinrich Stemmler. Der Henner war glücklich über die vielen, guten Wünsche, konnte sie aber nicht lesen und bat die dazugekommenen Burschen, sie möchte ihm diese mal vorlesen.

Dann gab's ein Lachen auf beiden Seiten. Die Burschen freuten sich, dass der Henner auf ihren Scherz hereinfiel, und jener war glücklich, dass so viele an ihn gedacht hatten, wie er glaubte. Da war einer, der Soldat war und ihm schrieb, dann wieder ein junges Mädchen, das eine Blumenkarte schickte, dann schrieb einer aus Kassel, ein anderer aus Westfalen.

Das hätte nun den Henner nicht freuen sollen! Das ganze Dorf nahm an seiner Freude teil und niemand mochte sein Glück stören. Der Henner war auch sehr neugierig. Wenn er sonnabends in die Stadt geschickt wurde, um Einkäufe zu machen, wuchtete er die Kötze[1] auf den Rücken und ging lustig drauflos. Begegnete ihm dann ein Spaziergänger, es mochte ein Herr mit Silberstock oder eine Dame mit Schleier oder Federhut oder gar der Herr Landrat sein, dann machte der Henner sein freundlichstes Gesicht, blieb stehen, grüßte militärisch und sagte: „Schon mech gesäen? Kenn ech doch, kenn ech doch…". Wenn dann nur sein Name gesagt wurde, dann freute er sich, grüßte nochmals und zog strahlend ab. Das hatte er eigentlich nur erreichen wollen. Als der Henner nicht mehr arbeiten konnte, hat er im Siechenhaus zu Hofgeismar seine letzte Zuflucht gefunden. Wenn auch vom Leben des Henner nicht viel hervorzuheben ist, denn er war nur eine einfältige Seele, so gibt er doch manch einem, der - wie dieser - in die Armut hineingeboren wurde, neben Trost und Zuversicht auch die Erkenntnis, dass zum Leben und Glücklichsein manchmal nur sehr wenig gehört.

[1] *Kötze = Rückentragkorb (Duden)*

Das Gombeth´sche Annemarth

Heute will ich nicht von den Kauzen reden, sondern von den Kauzinnen. Es gab und gibt auch von diesen zu allen Zeiten und in jedem Stand welche. Manche wissen es nicht und sind doch welche, oder man kann auch sagen: Ein jeder oder eine jede hat irgendeine ulkige Ader, die sich hin und wieder zeigt. Doch wollen wir uns beileibe nicht mit dem Annemarth vergleichen.

Das Annemarth war von Gombeth[1] und kam jeden Monat ein oder zwei Mal nach Berge, um Nahrungsmittel einzuheimsen, oder, wie man gewöhnlich sagt, um zu betteln. Das Annemarth fasste diese Ausflüge, die es mit dem Henkelkorb unternahm, aber nicht so auf. Es hielt das für sein gutes Recht und die Pflicht der Leute, ihm zu geben, was es forderte.

Ich will nun erstmal versuchen, die kleine Person in ihrem Äußeren zu schildern. Das Annemarth – wie es von groß und klein genannte wurde – war ein kleines, runzeliges Hutzelweibchen. Sein Gesicht war braun wie der Kaffee, den es dauernd anforderte und von Falten und Fältchen dicht überzogen; besonders, wenn es lachte, meinte man, eine Ziehharmonika zu sehen. Die Falten zogen sich auseinander und wieder zusammen.

Es trug dicke, faltige Bauernröcke, eine blaue Druckschürze mit weißem Rand, gestrickte Stümpfe, die aber meistens nicht mit Strumpfbändern festgebunden waren, sondern weit herunterhingen, oft bis auf die rindsledernen hohen Schnürschuhe, die auch wieder nicht festgeschnürt waren. Ein Schuh stand meistens offen, und so stolperte es dann von Haus zu Haus. Auf dem Kopfe saß ihm ein kleines Betzelchen nach Art der alten Bauersfrauen. Die Bänder an der Haube waren kurze, runde Schleifen und die Betzel war stumpf, nicht hoch und spitz nach Art der hessischen Bauernbetzel. Auch die Bänder, die nach hinten flatterten, waren kurz.

[1] *Heute: Gombeth - Stadtteil von 34582 Borken (Schwalm-Eder-Kreis)*

Wenn nun das Annemarth losmarschierte, es humpelte ein klein wenig, dann flatterten und flogen die Schleifen und Bänder lustig im Winde. Für die Kinder im Dorfe war es immer ein freudiges Ereignis, wenn das Annemarth ins Dorf kam. Sie gaben ihm dann von Haus zu Haus das Geleit. Das Annemarth ließ sich das auch gerne gefallen, nur, wenn ein frecher Junge es am Betzelband zupfte, konnte es böse werden und rief: „Alberne Känge, macht dass ihr hem kommt, als 'ne ahle Frö zu ärgern!"

Dann ging der Zug weiter. Keiner dachte daran, nach Hause zu gehen. Nach Aufforderung tanzte es auch. Das war aber kein Tanzen, sondern mehr ein Hopsen von einem Bein auf das andere. Dabei hielt es krampfhaft den Henkelkorb am Arm. Als nun eines Tages ein Gutsherr zu ihm sagte: „Annemarth, Du musst erst einmal tanzen, ehe Du etwas bekommst." Da sagte das Annemarth strahlend und pfiffig: „Kommen's her, Herr Wicke!" Der hatte nun keine Lust Annemarths Bärentanz mitzumachen und verschwand schnell in der Wohnstubentür. Das Annemarth aber heimste unbekümmert seine Gaben ein.

Wenn es in das Schulhaus kam, rief es nach der ältesten Tochter. Es schrie durch das Haus: „Martha, wo beste dann?" Wenn die Martha gefunden war, dann ging's los: „Gäb mä bloß en beßchen gebräunten Kaffee oder so en Zippelchen Worscht, en beßchen Speck un en beßchen Mehl." Als das Annemarth einmal so ein Spektakel im Flur gemacht hatte, kam der Herr Lehrer aus der Schulstube und sagte: „Annemarthe, Du brauchst nicht so oft zu kommen, um zu betteln, Du sollst auch mal arbeiten." Das Annemarth antwortete: „Hon doch ken Arwiet, geb mä doch Arwiet!" Als der Lehrer nun sagte, dann solle es mal den Kuhstall misten, da konnte man das Annemarth aber wütend werden sehen: „Du Blosenkopp, Du kannst mich mo, kann ohne dech geleben!" Es klopfte dabei in nicht misszuverstehender Weise auf einen gewissen Körperteil und lief, so schnell es konnte, vom Hof. Von dieser Zeit an kam es nicht wieder in das Schulhaus. Da gab es noch genug Häuser im Dorf, wo es nicht zum Arbeiten aufgefordert wurde.

Das Annemarth konnte ziemlich angeben mit seiner Armut. Oft sagte sie: „Hon doch mi Last met mei Motta, se es auf in Oje blend

un mer hon nix zu esse. Se es neinzig Johre alt, mer sen so orme.“ Neunzig war sie schon seit Jahren und mit der Armut soll es auch nicht weit her gewesen sein. Später hat man erfahren, dass das Annemarth unheimlich viel zusammengetragen hatte, dass sie nur „aus Freude am Handwerk“ ihre Ausflüge machte und es gar nicht nötig gehabt hätte zu betteln.

Ein Ausflug zum Hungersgraben

Auf der Kirchhofsmauer sitzend rief ich einem schwarz bezopften Mädchen zu: „Wo willst Du denn hin?“ – „Zum Hungersgraben[1]“, rief das Mädchen, „meinem Großvater den Kaffee bringen!“ Ich überlegte einen Augenblick: Der Vater war in die Stadt gegangen und da durfte ich mir wohl mal einen Ausflug auf eigene Faust erlauben. „Ich gehe mit Dir“, sagte ich und rutschte von der Kirchhofsmauer herunter.

Im nächsten Augenblick trottete ich schon gemütlich neben der Schäferdörthe her. Wir gingen durch das Oberdorf und kamen an einer Herde Gänse vorbei, die uns den Weg nicht freigeben wollte. Die Dörthe hatte sich schon durch mich etwas verspätet und geriet in helle Verzweiflung, denn sie wusste, wenn sie dem Großvater den Kaffee nicht rechtzeitig brachte, setzte es Hiebe, mindestens Ohrfeigen. Sie fasste kurz entschlossen den Gänserich am Hals und schleuderte ihn in großem Bogen fort. Jetzt war die Gelegenheit günstig und wie der Blitz flogen wir dahin.

Vor dem Dorf sahen wir schnell noch einmal nach der Kaffeekanne und waren froh, dass sich der Inhalt nur um ein Geringes vermindert hatte. „Wir haben heut‘ weit zu laufen“, meinte die Dörthe. „Dann müssen wir uns eben beeilen“, sagte ich. Schreiend und lachend, hier und da noch ein paar Mohnblumen pflückend, gingen wir durch wogende Kornfelder und kamen dann ziemlich erhitzt bei Großvater Lotze an.

Auf seine Schäferschippe gestützt hatte er schon das Vesperstück

[1] *Der Hungersgraben ist eine schluchtenartige Landverwerfung auf der Höhe Richtung Lembach. Durch ihn führte ein Weg von Lembach über Berge nach Hebel.*

und den Kaffee erwartet. Die Dörthe konnte von Glück reden, dass ich bei ihr war, sonst hätten sich die Gewitterwolken auf seiner Stirn, die sich schon zusammengezogen hatten, gewiss entladen. So war er verhältnismäßig freundlich und ließ sich gemütlich an einem grünen Hange nieder. Ermüdet von dem schnellen Lauf taten wir das Gleiche.

Der Schäfer zog sein Taschenmesser hervor und begann, sein Vesperbrot zu verzehren. Er tat das in einer sehr umständlichen Art. Mit Daumen und Zeigefinger fuhr er manchmal über das Messer hin, wischte noch einmal über die Klinge und begann erst dann, sein Vesperbrot zu verzehren. Er schnitt ein Stück Brot ab, steckte es in den Mund, dann ein ebenso großes Stück Wurst und so abwechselnd. Zwischendurch rief er: „Zucke, brrr!“ und „Prinz, hierher!“ Das galt den beiden Hunden, die unermüdlich hin und herliefen, um die Schafherde zusammenzuhalten.

Dieses alles zu beobachten, war für mich ein rechtes Vergnügen. Es gab da draußen auch immer etwas zu naschen. Brombeersträucher standen ganz in unserer Nähe und die Dörthe hatte schon eine Hand voll Beeren für mich gepflückt, damit ich meinen Durst stillen konnte. Da fiel mein Blick auf den sich vor uns auftuenden tiefen Graben, in dem eben die Schafe weideten. Und ich fragte den Schäfer, was das für ein Graben sei.

„Geh“, sagte er, „dos is doch der Höngersgroben.“

„Der Hungersgraben?“ fragte ich zweifelnd. „Warum heißt der denn der Hungersgraben?“

Da erzählte der Schäfer zum Hochdeutschen übergehend, wie es seine Gewohnheit war, wenn er etwas Wichtiges zu berichten hatte, folgendes: „Mein Großvater hat mir oft erzählt, wie in diesem Graben viele Menschen an Hunger gestorben sind. Vor vielen, vielen Jahren, da war ein langer Krieg in deutschen Landen. Sie nennen ihn den Dreißigjährigen Krieg. Und viel Elend und Not gab es überall. Da unten, in unserem Dorfe soll schon eine Kirche gestanden haben, aber nur wenige Leute hatten sich angesiedelt. Zu der Kirche gehörten auch noch andere Dörfer und sonntags, wenn die Glocken die fleißige Landbevölkerung zum Gebet riefen, dann wanderten sie in Scharen den Berg hinauf ins Gotteshaus, um in stiller Andacht ihr Dankgebet zu verrichten. Es war damals ebenso wie heute.

Da, eines Tages, als der Schreckensruf laut wurde, die Feinde kommen, hatte das friedliche Leben ein Ende. Die Leute nahmen in ihrer Angst, was sie an Wertsachen und Lebensmitteln tragen konnten, und flüchteten damit hierher, in diesen Graben.

Die Feinde besetzten die Dörfer wochen- und monatelang. Indessen waren die armen Menschen der Witterung preisgegeben. Die Feinde schienen nicht daran zu denken, weiter zu ziehen. Die Vorräte wurden aufgezehrt. Angst, Verzweiflung, Krankheit und Hunger rafften die meisten dahin. Als dann endlich der Feind die Dörfer geräumt hatte, gingen die wenigen, die übrig geblieben waren, tief betrübt in ihre Häuser zurück.

Sie nannten den Graben den Hungersgraben[1]. Die armen Menschen, dachte ich, und sah mit Grauen auf die eben noch so friedlich wirkende Schafweide.

„Zucke, brrr“, rief der Schäfer mit lauter Stimme. Ich schreckte aus meinen Gedanken auf und sagte: „Dörthe, komm, lass uns nach Hause gehen.“

1 Im 30-jährigen Krieg (1618-1648) wurde der Homberger Raum mehrmals von Truppen „heimgesucht“. Besonders hart raf es die Bevölkerung in den Jahren 1636/37. Unter den Kommandeuren v. Götz, Tirelle, Gehlen, Beigott und de Werth zerstörten Söldner die Stadt Homberg mit ihrer Burg und die umliegenden Dörfer. Die Hungersgraben Geschichte hat sich wahrscheinlich in dieser Zeit ereignet, da 1639 nur noch vier verheiratete Einwohner von Berge in den Quellen erwähnt werden. (siehe: Maifarth, A., Berge erzählt aus seiner Geschichte, in: Kreisblatt für Fritzlar-Homberg vom 16. Februar 1952 und Kaiser, E., Ein Städtchen singt sein altes Lied, Homberg o.J., S. 61-65)

Humor

De Reese nach Kassel

On enem scheenen Herwesttoge,
De Kadüffeln woren schon alle rüß,
Do sät ech vär minn Brurer Schorsche:
„Ech muß ö mol zum Dorfe nüß.

De Arwet es net mieh so decke,
Dos beßchen so derheeme rem,
Dos kunnt dä mol alleene gemachen,
Ech guck mech en der Welt mol em.

Wufär ben ech dann Borjemeester,
Wenn ech de Welt net mo sall sehn!
Un heutgen Dages hört's zur Beldöng,
Mä muß ö mol off Reesen gehn."[1]

Minne Frö worsch erscht net rächt zefrerre.
Doch wie sä minne Grönde horte,
Do gob se noh, se wor fortschrettlich.
On stolz off mech, de Annemorthe.

1 Es handelt sich um den langjährigen Berger Bürgermeister Konrad Wollenberg (1852 – 1929) mit dem Spitznamen Floßboort (Flachsbart). In der folgenden Anekdote „De Spellstowe" geht es auch um diesen Bürgermeister, der zugleich Stellmacher und Landwirt war. Die von Heinrich Ruppel und Johann Heinrich Schwalm herausgegebene 1. Auflage des „Schnurrant aus Hessenland" enthält eine Würdigung und weitere Erlebnisse dieses Berger Originals (s. Ruppel/ Schwalm, Schnurrant aus Hessenland, 1. Aufl. 1933, Seite 9 – 61).

Sä packte mä den Schnappsack voll
Met Brot un Worscht un Sierenschenken
On mennte, wenn de in Cassel best,
Kannste derzu ‘nen Schnaps getrenken.

Den Owed güng ech frieh ens Bette,
Ech wull den Morjen doch frieh off.
On krechte doch en rächten Schrecken,
wie mech minn Brurer Schorsche roff.

Ech machte mech ganz fex zerächte,
Ech wull doch met der erschten Post.
Es wor ö wunderscheenes Wetter
On ze marschieren ‘ne rächte Lost.

Om Isenbreckchen hull de Post.[1]
Ech sasste mech behaglich renn.
Wie wor me‘s Herze doch so lichte!
Wie wor me doch so froh em Senn!

1 Seit Eröffnung der Main-Weser-Bahn 1850/52 (Kassel – Wabern – Marburg – Frankfurt/M.) gab es eine Personenpostverbindung von Homberg nach Wabern mit Pferdekutschen. Ab 1912 wurden motorisierte Omnibusse eingesetzt. Die Posthaltestelle Berge war am „Isenbreckchen“ (Eisenbrücke). (s. Rose, K.-J., Die Post in Homberg, Selbstverlag 2000, Seite 18, 30)

In Wobbern steg ech en de Bohne
On kom en Cassel glecklich on;
Ech glöwe, -s wor so gegen ochte.
Es hatte keener sinnen Hohn[1].

Stolz güng ech derch de Bohnhobstroße,
Wer heflich gegen alle Liere
On zog ö öftersch minne Kappe;
Doch keener gock no minner Siere.

Do docht ech: „Leckt mech doch im Ärmel!
Wer es dann Borjemeester? Hä!
Wenn dä net kunnt gun Morjen gesprechen,
kann ech ö's Mull gehalen -dä!"

Minn Mogen fing mä on ze knorren,
Do güng ech in en Gasthob nenn.
Ech kloppte on, güng ninn und saßte
Mech on den erschten Tesch do hen.

Ech packte minnen Schnappsack üß
On füng glich on ze schnabbelieren.
Do gocken alle glich noh mä,
Wie ech den Schinken wull obschnieren.

[1] Es hatte keiner Grund zu spotten.

Wie alle nu so noh mä gocken,
Do kom mech‘s doch wie Metleed on:
Ech frogete glich minn Gegenüber,
Ebb (ob) hä ö will en Stecke honn.

Der hatt nu so‘n verflextes Lachen
On sät, hä dankte werklich sehr;
Denn in so früher Morgenstunde,
Do wär emme Speck noch viel zu schwer.

Do fugen alle on ze grinsen
Vom Ober bis zum Lehrjönge rob.
Ech dochte bloß: Zum Schwerenöter,
Wer dos net honn weIl, na, der hot!“

Do güng ech off der Bohnhobstroße
On schwenkete ganz stolz den Stock,
On kom derleste on‘s neue Rathüs
On gock, on gock, on gock, on gock.

Ech soh de scheenen neuen Hisser,
Neubauten, och, gefährlich groß!
Ech günk als reckwärts, on ech stolperte –
Es dot ‘n Krach - wos wor dann los?

Ech spärt‘s dann glich on minnem Koppe
On gock mech em, du liewe Zeit!
Wos host dann nu gemacht, Borjemeester?
Ech glöb du best net mieh gescheit!

Ech packte glich no minnem Koppe
On gock mo fex zum Loren renn.
Do lag jo minne Kappe drenne,
Do wor mä doch ganz schwül em Senn.[1]

Ech hatte värher mä beim Pfau
‘ nen finkelneuen Hut geköft.
Der wor nu etze minne Rettöng -
Ech zog‘n off. Nu sucht on löft!

Nu sucht üch doch den Übeltäter,
Den Schiewenzerbrecher! Löft roff on rob!
Ech ben der Berger Borjemeester
On honn‘nen gröndgescheiten Kopp.

Do kunnten sie noch lange gesichen,
Ech machte, daß ech on de Bohne kom
On dampete ob, on kom ö glecklich
Met der Post em fenfe en Berge on.

1Loren = Laden; er war in das Schaufenster eines Metzgerladens gefallen.

Minne Liere woren rächt verwöngert
On sären: „Best jo schon werre do!“
Ech säte: „Ach, dä liewen Kenge,
Dankt Gott on sid von Herzen froh!

Dos Reesen es als rächt beschwerlich.
Wer net de Gretze[1] hat wie ech,
Dem werd de Bolezei gefährlich,
Der muß bezohlen sinn ejenes Pech.“

1Gretze = mundartlich für Verstand

De Spellstowe

Bei Porrsch war große Spellstowe.[1] Der Kastenmester, die vier großen Buren im Dorfe on der Schullehrer mit ären Lieren woren ingeloren.[2] Sä woren ö schon alle do, bloß der Borjemester ließ lange of sich worden. Do endlich klapperts an der Däre, on of emo sting hä so kleene on so rund on so bret, wie hä wor, in der Stowendäre. Hä machte de Däre henger sech zu, lähde de Hänge ins Kritze, wo bi angern Lieren de Taille oder Mette es.

Hä lachte rächt piffig on säde: „Ech muß üch erscht mo verzähle, worum ech so späre kumm. In der Dämmering wor ech erscht mo beim Vetter Chrischtof on frogete, was hä vär ne Hose andun will. Ech säde vär en, ´Vetter Chrischtof, es es doch was Besonneres, wenn man in de Porre ingeloren es, es passiert em doch net alle Dache. Menst Du dann, mä künnten de gestreften Sündogshosen wochendoges angedun?` Dos wor hä dann ö zefrerre. Mä schwatzten dann noch en beßchen hän un här ober dos Benehmen. Do hatten mä ne Stünne geschwatzt un woßten net wie.

Ech lof, was konnste, was haste hem und wull mech zerechte machen. Mine Annemarthe dorheme, wor schon ganz us dem Hüschen un ech krechte geschimpet, dass ich lange dorum schlonziert wor. De Kardüffeln woren schon kalt und so ging das Geschimbe als fort.

1 Bei Porrsch = bei Pfarrers
Spellstowe = Spinnstube, mundartlich auch Spillstube (Spille = Spindel), woraus sich wahrscheinlich Spellstowe ableitet (siehe: Huck, G., Sozialgeschichte der Freizeit, Wuppertal 1980, Seite 22)
Die Spinnstuben waren „Pflegestätten des Singens und Erzählens“ (Brockhaus).

2 Kastenmester = Kastenmeister, Verwalter der Kirchenkasse (des Kirchenkastens) einer Pfarrei.

Do sägde ech ganz schüchtern, `Annemarthe, sanftmütig muß me sin, wenn me ins Porrhus well.“ Na, der Tromp saß! Se schweg stille un ech kunnt mech en Ruhe angedun. Aber sä packete ähr Streckwerk zusammen on ging, ohne lange Fissemadenderchen ze machen, zur Däre nüß.

Do krecht echs met der Angst zu dun un machte mech fix zerrächte. Nu fählte mä noch das Schnopduch. Ech rof: ´Schorsche, wo haste dann inse Schnopduch? Hostes am Enne noch in der Sünntogskippe stecken geloren?` Un es wor an dem! Hä machte es hebsch glot in Falde un gab es mä. Hä brachte mä ö noch en Zigarrenstummel un säde: `Na, vär den Anfang hoste ja nu wos, wenn de glecklich do best, dann werst de woll ne Zigarre angeboren kriechen.`“

Nun setzt der Borjemester sech gemiedlich on den Desch. Der Herr Porr langte seine Zigarrenkiste herbei und bot lachend an. Unser guter Borjemester strahlte ewer das ganze Gesechte, dass er sine Räre geholen hatte. Hä warf sinen Zigarrenstombel in die Ecke und nahm sich ne duftende Porrzigarre, trank en Schleckchen Heßen[1] und mente dann trocken: „Es geht doch nex vär so ne geistliche Spellstowe, wenn´s ehme vorher ö en beßchen sure wird.“

1 Schleckchen Heßen = ein Schlückchen heißen Kaffee

Die Hundstaufe

Beim Pfarrherrn zu Englis klopfte es an:
„Laßt mich hinein, ehrwürd'ger Mann!
Ich komm von der Hundsburg, bin eilends gelaufen,
Ihr sollt dem Ritter zwei Hunde taufen!"
Der Pfarrherr in seiner Würde verletzt,
Hat sich vor Schreck erst hingesetzt.
Dann fuhr er empor: „Was? Donner und Blitz!
Das scheint mir wahrlich ein schlechter Witz!
Taufen soll ich zwei junge Hunde?
Ihr seid wohl dort mit dem Teufel im Bunde!
Verwirken würd' ich mein Priesterkleid,
Mich selbst verachten in Ewigkeit!"
Er sprach's - und schritt an dem Boten vorbei,
Sich neu zu sammeln in der Sakristei.

Als der Ritter von Hundsburg die Kunde vernommen,
Ist ihm ein Lachen just angekommen.
Kopfschüttelnd hat er zu sich selber gesagt,
Dass Geistlichkeit oft von Dummheit geplagt.
„Befehlt dem Boten nach Arnsbach zu laufen,
Der Pfarrherr soll mir zwei Hunde taufen!"
Der geistliche Herr dort hatte klügeren Sinn,
Er strich sich fein lächelnd über das Kinn
Und sagte: „Ich komm schon, gebt schnell den Talar!
Die Feste auf der Hundsburg sind herrlich, fürwahr!"

Dort hatte man unterdessen,
Die Taufe zu rüsten, nicht vergessen.
In festlichem Schmuck prangte der Saal,
Gerichtet ward ein festliches Mahl.
Die Gäste und Paten fanden sich ein,
Dann trat der Pfarrherr zur Tür herein.
„Herr Ritter, ich komme zu dieser Stund,
Zu taufen die jungen Ritter von Hund!
Wir wollen jetzt über sonst nichts streiten
Und schnell zur heiligen Handlung schreiten!“

Gesagt, getan! Nach alter Sitte
Der Geistliche saß in der Adligen Mitte.
Es wurde gezecht, geschmaust und gelacht,
Manch Gläschen den Rittern von Hund gebracht.
Nun griff der Schlossherr zum Pokal:
„Liebwerte Gäste allzumal!
Dem Pfarrherrn von Arnsbach gilt mein Glas,
Weil er verstanden einen Spaß.
Ich bat ihn, zwei Hunde zu taufen zur Stund,
Er taufte die jungen Ritter von Hund!
Und nun meinen Dank und meine Hand,
Verbrieft sind hiermit 50 Acker Land.
Sie sollen für jetzt und alle Zeit
Für die Pfarrstelle Arnsbach stehen bereit!“

So wurde im ganzen Hessenland
Diese als „fette Pfründe“ bekannt.[1]

1 Arnsbach und Englis (Klein- und Großenenglis) sind heute Stadtteile von 34582 Borken (Schwalm – Eder – Kreis)
Das Gedicht beruht auf einer Sage, die u.a. Wilhelm Vesper in sein Heimatbuch über den Kreis Homberg aufgenommen hat (s. Vesper, W., Der Kreis Homberg, Marburg, 1908, S. 127).
Auf der Hundsburg, ein Berg wenige Kilometer westlich der genannten Orte, am linken Schwalmufer gelegen, sind heute keine Ruinen zu sehen. Lt. Friedrich Döring, Heimatforscher aus Kleinenglis, hat es eine Adelsfamilie von Hund auf der Hundsburg nie gegeben. Diese lebte im Raum Niedenstein/Holzhausen (Hahn). Ausgrabungen auf der Hundsburg ergaben, dass hier eine Wehranlage aus vorchristlicher Zeit existiert haben muss. Tatsache ist allerdings, dass die Pfarrei Arnsbach „50 Acker Land“ besitzt, deren Herkunft bis heute unbekannt ist.

De Hüstochter

Dos Lissebeth, dos war en Mäjen,
Es wußt's im Dorfe jeder Mann!
Es kunnt geackere, kunnt geäche,
Es nohm die Peere ins Gespann!

Keen Mannskerl kunnt´s em nochgemache,
Wenn es de Kiehe hat am Horn!
Doch's Lissebeth, dos dat noch lache,
Wenn's ewer Büsche ging und Dorn!

Beim Mähe ging's so gründelisch,
Als wenn's die Brutschlepp schlefe dät!
Und alle Mäjen woren neidisch,
Wenn's off der Weß de Gräser mäht!

Drem hott es ö so vele Freier,
Wos off dem Knüll nur Beene hot,
Dos ging förs Lissebeth durchs Feuer,
Weil's ö noch vel' Monete hot!

Doch's Lissebeth docht: „Nu sachte,
zum Freien ben ech noch zu jöng!"
So seet's un dreht sech rem un lachte:
„Ich geh erscht weg un lern Beldöng!"

Sen Modder worsch denn ö zerfrerre.
Es sting 'ne Stelle in dem Blot,[1]
Do mut de Ahl glich ins Gescherre
Un macht fest dos Angebot.

Ins Audo worsche nin gestoppet
Un eh se sech so recht versoh,
Do wor se schon an Ort und Stelle
Un säte freundlich ö: „Gun Doog!"

Do worn se in de Stob geführet
Und's wochs of emo ehr der Mut.
Se dacht: „Es es, wie's ins gebihret!
Dos Lissebeth geriet hi gut!"

Nu hub se on ze lamentiere,
Wie's Lissebeth so dechtig wär!
On wie es sech so gut dät fiehre,
Es fel em secher gar nix schwer!

Es kinnt jo alle Arwet mache
Und wäsche kinnt's, es wär ´ne Lost!
Potzen brücht's bloß noch ze lerne
Und Koche, Anstand un wos sost!

1 Es steht eine Stellenanzeige in dem Blatt (Zeitung)

Es wor glich alles abgemachet,
Am nächsten Erschten drot's ö in.
Dos Lissebeth dot helle lachen,
Wie sie ins Schnoppduch schnäuzte ren.

Am erschten Dog, do worsch Vergniege,
So en der Stadt spazieren gehen!
Am zweeten Dog, do dot's schon liege,
Wenn's sät, es wär hier wunderschön!

Am dretten late sech's ins Bette,
„Ech hon son Steche off der Brost,
es stecht bal hinnen, stecht bal vorne,
es vergeht mi alle Lost!

Ach, lost doch mo min Modder kumme!"
Durch's Telephone ruft es an.
„Es dät mir so im Koppe brumme,.
Nu fängt's ö schon im Bene an!"

So lamentiert's an enen Stecke,
Un kresche dot´s als steckt's am Spieß.
Zu Fäusten ballt es sinne Hänge,
Un strampeln dot's als mit de Fieß.

Die Frö wost sech net mi ze helfe,
Der Dokter mutte glich herbei,
un mutte's Mäjen ongesicht,
wie wohl der Stand der Krankheit sei.

Der lurte met dem Apparate
Dem Lissebeth om Böckel rem
Und sät, es wäre werklich schade,
Wenn's met dem Mäje sting so schlemm!

Es könnt morgen emo offgestiegen,
Im Bette zehrt es jo so ab,
Und wenn's erscht dät om Owen setzen,
Dann käm's ö langsam off den Trapp.

Am engeren Dog, do saß das Mäjen
Gemietlich off dr Owenbank,
Do worsch ö ganz fidel un monter,
Do wor en ö de Zeit net lang!

Doch wie Besuch kommt von derheme,
Do sprudelt's emme nur so rüss,
Es bleb net länger hie allene,
Es mütte absolut hi rüss!

Es kinnt die Brotsopp gar net esse,
Un Krautkopp wär' em unbekannt!
De Katz' hätt in de Eck geschesse,
Geroche hät's, es wär 'ne Schand!

Wie wor es doch so scheen derheme!
Wos han mä für 'ne scheene Loft!
Bei insen Kiehen, insen Peeren,
Was is do fer'n scheener Doft! –

Do war sin Schwester so geriehret,
Se schloss es in de Arme rin:
„Komm heem, bei inse Kiehen, Peeren,
Do basseste om besten hin!"

Nachbars Schwäche

Guckt er nach dem gestreiften Rock,
So fass ich munter zu.
Die Pflaumen schmecken wirklich süß,
Du guter Nachbar, Du!

Und sieht er nach dem Pflaumenkorb
Und wendet sich zum Gehen,
So halt ich ihn am Rockknopf fest,
Dann bleibt er wieder stehen!

Ich fasse in den Pflaumenkorb
Und lange tüchtig zu.
Du kennst die list'gen Frauen nicht,
Du braver Nachbar, Du!

Und wird Dein Pflaumenkorb noch leer,
Ich trage keine Schuld,
Die trägt mein blaugestreifter Rock,
Der steht in Deiner Huld!

Mein blaugestreifter Rock ist schön,
Das muss der Neid gesteh'n!
Ich werde all'n Frau'n zum Trutz
Mit ihm spazieren gehen!

Gekränkte Eitelkeit

Mariechen heult zum Herzzerbrechen
Und hält die Schürze vors Gesicht.
Mit keinem Menschen will sie sprechen,
Sie antwortet dem Lehrer nicht.
Sie zittert und bebt, das arme Kind,
Der Lehrer spricht: „Sag doch geschwind,
Wer Dir was zu leid getan.
Da hub das Mädchen zitternd an
Und konnt kaum auf den Beinen stehen:
„Henner sagt, mein Kauz[1] wär' nicht schön!"

1 Kauz = zum Knoten gewundener Zopf (Mackensen)

Mutters Brille

Mein Bubchen, ein Kerlchen kugelrund,
Mit hellen Äuglein und Plappermund,
Will alles erforschen, will alles erspähen,
Mutters Brille hat er schon oft besehen!

„Warum wohl Mama das Ding aufsetzt,
Ob sie sich's in die Nase petzt,
Ob man dadurch besser kann sehen
Und ob die Welt noch mal so schön?"

Das alles hat das Bubchen gefragt
Und hat abends in seinem Bettchen gesagt:
„Mutti, die Dunkelheit drückt mich so sehr,
Bitte, gib mir doch schnell Deine Brille her!"

Hie gehört des Handtüch hen!

In einem Dorfe Oberhessens lebte eine Mutter mit ihren beiden Söhnen, Hannes und Henner, und ihrer Tochter Gertrud in einem kleinen Häuschen friedlich beisammen. Die beiden Burschen und auch das Mädchen standen schon in vorgerücktem Lebensalter. Alle drei waren gutmütig und hatten eine besondere Ehrfurcht vor ihrer Mutter.

Nur hin und wieder kam es mal zu einer kleinen Auseinandersetzung und zwar, wenn einmal die Frage aufgeworfen wurde, wer von ihnen freien sollte. Da stritten sie dann hin und her. Der Henner sagte: „Mä gehört des Hus!“ Die Gertrud behauptete: „ Nee, mie gehört des Hus!“ Wenn die beiden dann hitzig wurden, schlichtete der Hannes, indem er sagte: „Inse Morer gehört des Hus!“ Damit gaben sich die beiden anderen dann zufrieden. Die „Morer“ war und blieb Autorität, und Hannes war immer der Verständige.

Doch eines Tages war dem Hannes auch mal die Geduld ausgegangen; und das hatte sich folgendermaßen zugetragen. Er hatte sich eines Morgens unter der Pumpe gewaschen und weil er nun das Wasser gar nicht an sich leiden mochte und sich immer nur schweren Herzens zum Waschen entschloss, lief er, so schnell er konnte, ins Haus und in die Wohnstube hinein, um sich abzutrocknen. Das Handtuch, welches normalerweise in einem ordentlichen Bauernhause blendend weiß an der Stubentür hing, konnte er nicht sofort finden, weil es runter gefallen war.
Da erfasste den Henner eine blinde Wut. Er lief hinaus, holte die Axt aus dem Stalle, schlug drei oder vier Mal mit aller Wucht an die Stubentür und schrie aus Leibeskräften:“ Hie gehört des Handtüch hen!“ da wurde auch die gute Mutter einmal ärgerlich und meinte: „Mäschunker Jonge!“

Der Maskenball

Sitzt man in einer kleinen Stadt
Und hat die Langeweile satt,
Denkt mit Begeisterung daran,
Wie man sich amüsieren kann.

Wenn öd und grau die Gassen sind,
Um schiefe Giebel heult der Wind
Und Tag für Tag im Klassenzimmer
Die Köpfe werden dumm und dümmer,

Braucht man wohl, ob Alt, ob Jung
Zumindest eine Anregung.
Singen tut man schon nach Noten,
Warum sollt' Tanzen sein verboten?

So dacht' 'ne große Schülerzahl
Der AVS im März einmal.[1]
„Gerade in der Faschingszeit
Ein Maskenball das Herz erfreut!

Ein Maskenball, der wird pikant,
Sehr vornehm und doch int'ressant,
So unerkannt – und doch nicht fremd,
So auf Distanz, doch ungehemmt.

1 AVS = August – Vilmar – Schule in Homberg, heute: Bundespräsident Theodor - Heuss –Schule (Gymnasium)

Man schlüpft in ein Kostüm behend
Recht farbenfreudig, doch dezent.
Was comme il faut ist, weiß man schon,
Die Mode macht's, der feine Ton."

So flüstert man von früh bis spat,
Und solch ein Plan, der heischt nach Tat!
Von Mund zu Mund heißt's weiter dann:
„Wer fasst die Sache mutig an?"

Von solcher Rede Ton gestählt,
Wird schnell ein Komitee gewählt,
Das sich mit Weisheit und Verstand
Für diese Sache dann verwandt.

Es wurd' beraten, protestiert,
Wie man die Wände tapeziert,
Ob künstlerisch – doch nicht so frei -,
Der Saal wohl auszuschmücken sei.

So manches Sträußchen focht man aus,
Der Künstler stürmte oft hinaus,
Weil manches kleinlich ward gedacht
Und ihm die Kunst zunichte macht'.

Bis endlich dann, mit vieler Müh
Zustande kam die Harmonie!
Und schnell mit kunstgewandter Hand
Malt' man die Bilder für die Wand.

Und Mütter trennen, nähen, sticken
Und seh'n mit hoffnungsfrohen Blicken
Auf alles, was sie schon getan
Und ihre Freude bricht sich Bahn.

Die Väter lächeln stillvergnügt,
Dass man mal was zu feiern kriegt.
So schwierig ist das hierzulande,
Dass da was Rechtes kommt zustande.

Als alles nun so weit gediehen,
Sieht man sie hin zum Gasthaus ziehen.
Den Saal zu mieten, ist jetzt Zeit,
Denn schließlich sind sie ja soweit!

Nach ein paar Tagen kommt die Kunde
Aus des Gastwirts trock'nem Munde,
Dass es wirklich ist zum Schrei'n:
„Es tagt der Fleckviehzuchtverein"!

Just an dem Tag war das der Fall,
Als terminiert der Maskenball!
„Lasst in 'nen and'ren Saal uns gehen.
Im Hessenhof ist's auch sehr schön!"

So rief jetzt einer mit Verstand.
Zum anderen Wirt ward dann gerannt,
Zu mieten schnell im Jugendfeuer
Den Saal, der eigentlich zu teuer.

Sie machten es ganz ungeniert,
Genau war alles kalkuliert!
Was sollte zu riskieren sein:
„Den Rest bringen die Gäste ein!

Denn nette Kappen kann man dann
Seinen Gästen `drehen an´!
Das macht Vergnügen und gefällt
Und man verdient daran viel Geld.“

Kurz vor dem Feste fragte laut,
Einer, der sich nie getraut:
„Habt ihr von höchster Stelle schon
Erlaubnis zu dem Fest, mein Sohn?“

Und weiter hörte man ihn sagen:
„Ihr müsst den Herrn Direktor fragen,
Denn Schüler seid ihr, ihr wisst es schon,
Was heißt denn hier Privatperson?“

Ein Zittern ging nun durch die Reih'n,
Wie konnte so was möglich sein?
Es ziemte nicht, darob zu klagen,
Sie mussten eben nun mal fragen.

Drei Mägdlein klopften tapfer dann
An des Direktors Türe an.
Sie traten ein mit bangem Schritt
Und Christian schritt ganz mutig mit.

Doch ehe er sich's recht versah,
War dem Direktor er ganz nah.
Die Damen mutig hinten stehen
Und ihre Augen bittend flehen.

„Ich möchte Herrn Direktor sagen,
Dass unsere Klasse will bald tagen,
Zu einer netten Klassenfeier.
Die Sache wird auch nicht zu teuer!

Ein Kostümball war im Plan,
Der uns zunächst es angetan!
Doch mit Tanz und Maskenspiel
Kostet das Ganze nicht so viel!"

So sagt's der Christian sanft und mild,
Es war fürwahr ein rührend Bild.
Doch hat das alles nichts genützt,
Man ist ganz gründlich abgeblitzt.

Nun in der Klasse sitzen sie
Und zürnen ihrem vis á vis.
Sie ziehen noch die Stirnen kraus
Doch Herrn Direktor macht's nichts aus!

Jahreszeiten und Festtage

Frühlingseinzug

Noch liegt ein leichter Schleier
Über Wald und Flur,
Hält leis' und sanft zurück
Das Sehnen der Natur.

Doch wenn die liebe Sonne
Hell steht am Himmelszelt,
Zerreißt der graue Schleier,
Der Frühling springt ins Feld.

Er sprengt der Knospen Hülle,
Weckt Blumen auf zum Licht.
Er geht durch Wiesen, Felder
Beachtet den Winter nicht.

Der brummt hinter dem Zaune
Auf seinem letzten Schnee.
Frühling schwenkt sein grün' Hütchen,
Rufet: „Herr Winter ade!

Willst länger Du noch verweilen,
So laden wir Dich auf's Best
Für morgen auf die Wiese
Zum sonnigen Frühlingsfest!"

Frühlingsgeburt

Das ist ein Brausen und Toben ums Haus,
Ein Rütteln an Fenstern und Türen.
Man meint, des Ostwindes eiskalten Hauch
Durch alle Ritzen zu spüren.

Und stärker und wilder wird das Getös,
Das Haus erbebt in den Festen,
Die alte Linde ächzt und stöhnt
Und wankt mit wirbelnden Ästen.

Da endlich wird's stiller, ein säuselnder Wind
Bewegt nun die Blätter der Bäume.
Ich öffne das Fenster und sehe hinaus,
Mir ist es, als ob ich noch träume.

Verwundert schau ich im Garten umher.
Da raunt mir die Linde leis' in die Ohren:
„Ich bin ja schon alt und weiß deshalb mehr,
Heut' Nacht ist der Frühling geboren!"

Blauweilchen

Was habe ich gestern am Schlossberg gesehen,
Ganz tief umterm Schnee versteckt?
Da hatte die Sonne mit kosendem Strahl
Ein kleines Blümchen erweckt.

Es wusste noch nichts vom Erdenleid,
Vom Winter, Frost und Schnee, -
Sein Sehnen galt nur dem Sonnenschein
Glückstrahlend sah's in die Höh'.

Da kam eine kalte Winternacht,
Die brachte ihm Jammer und Not,
Und als die Sonne wieder schien,
Da war das Blauveilchen tot.

Zwei Falter

Zwei Falter fliegen im Sonnenschein
Sich haschend und neckend umher.
Als ob's ein strahlendes Pärchen wär',
Scheinen sie frisch verliebt zu sein.

Es glänzt ihr buntgetupftes Kleid
Wie goldgestickte Seide.
Nur der reinen Daseinsfreude
Leben sie zur Frühlingszeit.

Die Falter möchte ich fast beneiden,
Weil sie das Wissen um Leid nicht kennen,
Nur in reiner Lebensfreude brennen,
Dem Leben leben, nicht dem Leiden.

Ich möchte mein Städtchen so gerne …

Ich möchte mein Städtchen so gerne
Im Frühlingsschmucke sehen,
Und um die alten Mauern
In stiller Freude gehen.

Ich möchte die blühenden Veilchen
Seh'n lugen aus frischem Grün,
Schneeglöckchen und junge Primeln
Die seh' ich so gerne blühen.

Ich möchte die alten Gärten
Gern schauen im Frühlingsglück
Und die lieben alten Gesichter
Erstrahlen in frohem Blick.

Ich freue mich immer wieder,
Wenn ich durch die Gärten geh
Und nach den Wintertagen
Die alten Freunde seh!

So manchen lieben Alten
Nahm uns des Winters Not,
Aus seinem geliebten Garten
Riss ihn des Schnitters Tod.

König Mai

Auf silbernen Wolken schwebst Du dahin,
Viel Vöglein sind Dir zur Seite,
Maiblumen als Krönchen im goldenen Haar
Sie sind Dein köstlich' Geschmeide.

Als Zepter hältst Du 'nen Maienbusch,
Hast Kränze an Armen und Händen
Und möchtest uns mit fürstlichem Gruß
Von Deinem Reichtume spenden.

Gib, König Mai, so viel Du nur kannst,
Viel Sonne, viel Blumen gib wieder,
Lass in die dunkelsten Herzen einzieh'n
Die Sonne, die Blumen und Lieder!

Frühlingswettbewerb

Ich freu' mich immer wieder,
Wenn ich durch's Städtchen geh,
Über die schönen Blumen,
Die ich in Gärten seh!

Im Frühling beginnt der Reigen,
Da kann man sie alle schon seh'n,
Schneeglöckchen, duftende Veilchen
In taufrischem Grase steh'n.

Da heben die jungen Primeln
Die Köpfchen schon zum Licht,
Und auch der zartblaue Krokus
Vergisst sein Kommen nicht.

Es scheint, als ob sie der Sendung
Von Gott sind sich wohl bewusst,
Zu wecken die Frühlingsfreude
in der Menschen Brust.

Und weiter geht der Reigen,
Narzissen blühen schon auf
Und Tulpen auf den Beeten,
Nichts hemmt mehr ihren Lauf.

Maiglöckchen, frischer Flieder,
Sie duften um das Haus,
Und in das Zimmer wandert
schon mancher schöne Strauß.

Dann seh' ich auch schon Rosen
Im Park in Blüte stehen,
wo manche alten Leutchen
Glücklich spazieren gehen.

An den vielen Straßen,
Da stehen von kund'ger Hand
Gepflanzt herrliche Blumen,
Die ich noch nicht gekannt.

Und dann erst die Balkone,
Man sieht's den Blumen an,
wie Sorgfalt sie gepflanzet.
Ein jeder zeigt da, was er kann!

Denn Preise soll es geben,
Man redet viel davon,
Und nach getaner Arbeit
Erhält man so den Lohn.

Doch gibt's nicht so viel Preise,
Wie es Balkone gibt.
Drum ist wohl heute Abend,
Manch einer tief betrübt.

Doch laßt's Euch nicht verdrießen,
Vielleicht klappt's nächstes Jahr.
Und wisst, dass meine Hoffnung,
auch eine Niete war.

Pfingstgebet

Geist vom Geist aus ew'gen Höhen,
Lass uns Deine Klarheit sehen.
In den Wirren dieser Zeit,
Gib uns, Geist, Besinnlichkeit!

Geist vom Geist aus Urweltferne
Lass uns strahlen Deine Sterne,
Dass in ihrer Klarheit Reine
Deiner Gottheit Licht erscheine.

Geist vom Geist gib uns'ren Seelen,
Dass sie nicht ihr Ziel verfehlen –
Kraft und Geist von Dir auf Erden:
Lass es Pfingsten in uns werden!

Der Bauer und sein Weib

„Mutter reich mir Deine braune Hand,
Lass uns gehen über's Ackerland,
Zu den Saaten unsere Schritte lenken
Und unsrer Liebe heut' gedenken!

Lass die fleiß'gen Hände einmal ruhen,
Heut', am Sonntag, brauchst Du nichts zu tun."
Schweigend hält er ihre schwielige Hand
Und führt sie durch das Saatenland.

Nah im Dorf die Glocken silbern klingen
Und im Wald die Vögel jubelnd singen.
Ihre Seelen atmen groß und weit –
Ahnend hier schon ein Stück Ewigkeit.

Der Sommerblumenstrauß

Kornblumen, Mohn und Rittersporn
Im wehenden Kornfeld stehen.
Nie hab ich ein schöneres Blumenbeet
In Park oder Gärtchen gesehen.

Sie nicken so freundlich mir zu:
„Komm, binde einen schönen Strauß!
Wir bringen den lachenden Sommer Dir
Hinein in das düstere Haus!“

Auf der Wiese

Glühende Sonnenglut
Auf dem Kopf 'nen Sommerhut,
Den Rechen in gebräunten Händen,
So standen sie da, das duftende Heu zu wenden.

Glühende Sonnenglut
Auf dem Kopf 'nen Sommerhut,
So standen sie da zum Wenden,
Nicht achtend der Sonne Glut,
In den Augen blitzenden Jugendmut.

Dann lagerten sie unterm Weidenbaum
Und träumten den seligsten Sommertraum.
Das Wasser rauschte ein Liedlein dazu,
Da fielen die träumenden Augen zu.

Da plötzlich ein Ruf! -
War's wirklich kein Traum?
Stand drüben, beim Wasser unterm Baum
Das Traumbild, das sie soeben geweckt?
Nein! Nein! Kein Traum!

Denn drüben beim Wasser,
An grünem Platz,
Stand dem braunzopf'gen Mädel
Sein herziger Schatz.

Nächtliches Gewitter

Ein jäher Blitz durchleuchtet die Nacht,
Ein rollender Donner lässt uns erzittern,
Wir sehen der Natur Gewalt und Macht,
Die alles zerschlagen kann und zersplittern.

Und Blitz auf Blitz durchleuchtet die Nacht,
Dumpfer und schneller folget das Grollen,
Dein Herz erbebt vor dieser Macht
Auch gegen Dein eigenes Wollen.

Die Hände finden in stillem Gebet
Sich ganz von selbst zusammen:
„Bewahre uns gnädig vor Wetter und Not,
Halt von uns des Feuers Flammen!“

Erntestimmung

Hörst Du das Schwingen der Sensen
In des Schmiedes wuchtiger Hand?
Es tönt wie Singen und Klingen
Im schönen Sommerland.

Hörst Du das Raunen und Flüstern,
Wie's von Ähre zu Ähre fliegt?
Es ist ein leis' Erzittern,
Das auf den Feldern liegt. –

Und doch ein starkes Hoffen,
Das mit der Lerche singt,
Auf leichten Flügeln schwebend
Dem Schöpfer ein Dankeslied bringt.

Kommt Kinder lasst uns noch einmal …

Kommt Kinder lasst uns noch einmal
Zur braunen Heide gehen,
Und sie in ihrem Festgewand
In vollem Glanze sehen.

Sah ich sie erst gestern noch
Im Sonnenlichte strahlend schön.
Mein Auge war so sehr entzückt,
Dass ich blieb staunend steh'n,

Vor Blätter Gold im Birkenwald,
Welch reizvoll buntes Bild.
Doch warte nur, wie bald, wie bald
Der Frost erhebt sein Schild.

Herbst

Herbstes Blätter rinnen
Müde in den Staub.
Herbstes Fäden spinnen
Sich um totes Laub.

Kalte Nebel fallen
Auf die öde Flur.
Von den Blumen allen
Nicht mehr eine Spur.

Und im Herzen drinnen
Alles totenstill.
Ziehst auch Du von hinnen?
Nun, wie Gott es will.

Herbstblätter

Nun legt ihr ab das hoffnungsfreud'ge Grün,
das ihr in goldner Sommerzeit getragen.
Jetzt seh' ich euer farbenfrohes Blüh'n.
Ein kurzes Glück in kurz bemess'nen Tagen.

Noch einmal sonnt ihr euch
Von Schleiern sanft umsponnen,
Durchlebt noch einmal eines Sommers
Und dieses Herbstes Wonnen. –

Eh' ihr hinabsinkt in den Staub
Als braun gefärbtes, welkes Laub.
Eh' euch des Winters Kälte schreckt
Und eure Hoffnung Schnee bedeckt.

Herbststimmung

Wenn die herbstlich bunten Bäume
Sind vom Nebelgrau verhangen,
Sind auch meine bunten Träume
Schon von dunklem Grau umfangen.

Als der Frühling kam gegangen,
Blumen standen überall,
Vögel Frühlingslieder sangen,
Sang auch eine Nachtigall.

Sang ein Lied in Sommerfreuden,
Blumenbeete überall.
Sang von eines Glöckleins Läuten,
Das erklang in hellem Schall.

Hoffend standen Mensch und Tiere
Wartend auf den Sonnenschein,
Dass er sich ja nicht verliere
Bis zum späten Abendschein.

Doch auch Regenwolken flogen,
bäumten auf in wildem Zug;
Wolkenberge wie Kolosse
Hemmten oft der Sonne Flug.

Sonnenwende ist vergangen,
Herbstlich liegt vor mir das Land;
Bunte Bäume stehen verhangen,
Auch mein Sommertraum entschwand.

Herbstlied

(Zu singen nach der Melodie von U. Methfessel, „Stimmt an mit hellem, hohem Klang“)

Und bin ich auch ein rauher Gesell’
Und streif’ durch Busch und Felder,
So strahlt mein Aug‘ zuweilen hell
Trotz Regen, Sturm und Kälte.

Bring ich auch kalte Nebel mit,
Ihr sollt mich drob nicht fürchten,
Wenn euch der Sommer Blumen band,
Belohn’ ich euch mit Früchten.

Ich füll euch Speicher, Keller an
Mit reichen Gottesgaben,
Da sollt ihr euch – ob jung, ob alt,
Ob arm, ob reich – dran laben.

Sitzt ihr dann wohl zur Winterszeit
Auf trauten Ofenbänken,
So solltet ihr des rauhen Gesell’
In Dankbarkeit gedenken.

(

Doch erster Gedanke soll euch sein:
Vergesset nicht die Armen,
Wenn ihr am reichen Tische sitzt,
Sollt ihrer euch erbarmen!

Und wenn ihr meine Bitt' erfüllt
Und gebt mit Herz und Händen,
Wird euch der Herbst im nächsten Jahr,
Will's Gott, auch reichlich spenden.

Herbstwind

Wer faucht und pustet so wild daher?
Wer fegt durch Felder kreuz und quer?

Wer rüttelt an jedem Strauch und Baum?
Wer reißt uns aus schönem Sommertraum?

Der Herbstwind, mit eiskalter Hand
Will vernichten das Sonnenland!

Die Blümlein erzitternd vor ihm weichen,
Herbstblätter fallen nieder und erbleichen.

Du ahnender Mensch, auch Dir setzt er zu.
Herbstmüdes Herz, erzitterst auch Du?

Oktober 1924

Die Sonne bricht
Durch dunkler Wolken Schicht.
Hat sie den Schrei der Seele wohl verstanden?
Möchte sie den Schrei nach Licht
Lösen aus den dunklen Banden
Mit denen der Herbst uns schon leis' umsponnen?
Möcht' sie noch einmal uns weinend umsonnen
Mit ihrem Licht?

Sonnenschein, neckisch holder Knabe,
Schmeichelnd umspinnst Du Sinn und Herz.
Lächelnd versprichst Du herrliche Gabe,
Schleichst Dich ganz heimlich ins törichte Herz.
Wart' nur, ich kenn Dich, Du loser Geselle,
Nickst erst so wärmend, so strahlend mir zu –
Plötzlich verschwindest Du auf der Stelle,
nimmst jedoch mit meines Herzens Ruh.

Was lächelst Du, Sonne, so hoffnungsfroh,
So freudig mir entgegen?
Als würde das Leid mir nirgendwo
Auf dieser Welt begegnen.
Ich traue Dir nicht, Du Sonnenschein,
Gehst mit mir ein Stück – dann bin ich allein.
Und um mich wird Nacht sich legen
Auf all' meinen irrenden Wegen.[1]

1 Das Gedicht ist unter dem Eindruck der Inflation, der Währungsreform zur Rentenmark 1923 und der Einführung der Reichsmark 1924 entstanden.

Der erste Schnee

Gestern, bevor der Tag zur Ruh' gegangen,
Sich Dunkelheit schon nieder senkte,
Kam leise eine Fee gegangen
Den blütenweißen Schleier schwenkte.
So leise, dass ich nichts davon gesehen,
Denn lautlos wie ihr Kommen war ihr Gehen.
Doch hatten ihres Schleiers Schwingen
Das Fenster wie von ungefähr gestreift
Und als ich schnell hinaus gesehen,
War alles licht und blütenweiß.
Da ging ein Freu'n durch meine Seele,
Als ich das Wunder hab' erblickt,
Was morgens ich so grau noch wähnte,
Hat abends meinen Blick entzückt.

Allerseelen

In meinem Herzen leg' ich Kränze nieder.
Ich suche dich, ich such' nicht deine Gruft.
Ich halte dich, spür deine Nähe wieder,
Wenn meine Seele nach der deinen ruft.

Du bist mir Trost in manchen bitt'ren Stunden,
Du lächelst mir die Sorgen vom Gesicht.
Ich hab' durch Dich den Schmerz um Dich verwunden,
Du bist auf dunklem Lebenspfad mein Licht.

Uns trennt nicht Zeit, nicht fernes, fremdes Land.
Nichts hemmt der Sehnsucht und der Liebe Flügel.
An Allerseelen reichst Du mir die Hand,
In meinem Herzen bau' ich Dir den Hügel.

Wenn in bangen Wintertagen ...

Wenn in bangen Wintertagen
Dein Sehnen nur dem Frühling gilt,
So wird nach Sturm und Wettertagen
Dein heißes Sehnen wohl gestillt.

Doch sehnst Du Dich im Lebenswinter
Nach wonnig frohem Lebensglück,
So ist Dein Sehnen doch vergebens,
Nur in Erinn'rung lebt das Glück.

Im Winter

Wenn um des Hauses Giebel heult der Wind,
Der Regen von den Scheiben rinnt
Und weiße Flöckchen tanzen Ringelrein,
So kann der Winter nicht mehr ferne sein.

Wenn still die Ahne am Kamine sinnt,
mit flinken Händen lange Fäden spinnt
und Märchenzauber hüllt die Dämm'rung ein,
Dann tritt der Winter fröhlich ein.

Wenn um des Hauses Giebel weht der Wind,
Der Regen tropfend von den Scheiben rinnt,
Du träumend sitzt im Dämmerschein,
Wird Dir der Winter wie der Frühling sein.

Will es wieder Weihnacht werden?

Will es wieder Weihnacht werden?
Grau liegt noch die Ackerscholle
Und das Herz, das kummervolle,
Kennt nur Sorgen und Beschwerden.

Will es wieder Weihnacht werden,
Hier und dort, in allen Landen?
Völker liegen tief in Banden
Frieden suchend hier auf Erden.

Kann es wieder Weihnacht werden?
Können Menschen, die verblendet,
Wieder hin zu Gott gewendet,
Frieden finden hier auf Erden?

Lasst es wieder Weihnacht werden!
Lasst in euren dunklen Herzen
Wieder leuchten Weihnachtskerzen,
Frieden wird es dann auf Erden!

Weihnachtszeit

Weihnacht, Weihnacht, selige Weihnachtszeit,
Die kein Schatten trübte und kein Leid!
Da das Lied vom Kindlein in der Krippen
Hell erklang von frohen Kinderlippen,
Und die Kinderaugen hell und rein
Sahen strahlend in den Kerzenschein,
Und das gläubige Herz, so schlicht und klar,
Nahm die Engelsbotschaft wahr.

Weihnacht, Weihnacht, selige Weihnachtszeit,
Die kein Zweifel trübte und kein Leid,
Glaubte längst Dich schon zerronnen,
Hat Dein Zauber mich heut' doch umsponnen,
Und mein Blick geht in die Ewigkeit:
Weihnacht, Weihnacht, selige Weihnachtszeit.

Weihnachten 1931

Die Weihnacht naht, das Fest der Freude,
Und unseres Volkes Seele wird von Leid zerfressen.
Wir wollen Weihnacht feiern heute,
Und Millionen haben nichts zu essen.
Wir wollen Weihnacht feiern heute,
Obwohl der Zukunft Sorgen furchtbar auf uns lasten
Und unserer Feinde gierige Meute
Uns keine Ruhe gönnet und kein Rasten?
Und trotzdem fanden wir zusammen uns in trautem Kreise,
Das Fest der Liebe und der Hoffnung zu begehen,
Im Glauben, dass auch heute noch
Das Gute siegen wird, das Recht bestehen.
So steige unser Glaube, unsre Hoffnung
mit innigem Gebet empor,
Es steige an Dein göttlich Ohr:
„Oh, Herr, komm wieder!
Mache Deutschland frei,
dass Deine Weihnachtsbotschaft wieder Wahrheit sei!
Lass in unserm Vaterland echte Weihnacht werden:
Friede unserem Volk, Friede sei auf Erden!“[1]

1 Die Folgen der Weltwirtschaftskrise von 1929 bis ca. 1935 verschlimmerten in Deutschland die schlechte wirtschaftliche Lage, so dass 1931 über 6 Millionen Arbeitslose registriert wurden. In dem Gedicht wird auch auf die „Fesseln“ des Versailler Vertrages von 1919 und die Reparationszahlungen an die Siegermächte angespielt.

Des kranken Kindes Weihnachtstraum

Im Zimmer ist es warm und leise,
Schon kriecht die Dämmerung herein.
Von nebenan klingt Weihnachtsweise
Ins stille Krankenstübchen rein.

Mutter und Kinder lauschen dem Klang,
Weihnachtszauber will sie umspinnen.
Sie hören schon der Engel Gesang,
Doch Kummer sitzt tief im Herzen drinnen.

Der Vater ist fern, in fremdem Land,
Willkür und Feindschaft hält ihn zurück.
Wer gibt ihm am Hl. Abend die Hand?
Wo findet er sein Weihnachtsglück?

Der kranke Junge in seinem Bettchen
Erwacht und fragt: „Wo ist der Mann?
Ich sah ihn im Traum, er trug ein Kettchen,
Er gab es mir, sah lieb mich an.

Mein Vater“, sagt’ ich, „Kommst endlich Du heim?
Zu lange schon wartet Mutter auf Dich.
Wir sind dann nicht mehr so allein!
Oh, hab uns lieb, am liebsten mich.“

„Doch horch, wer klopft so spät noch an?
Ist es die Nachbarin, die uns besuchen will?“
„Nein“, sagt das Mädchen, „Ein fremder Mann.
Ich habe Angst, seid bitte still!“

Die Stimme klingt so rauh und hart,
Jedoch nicht fremd, so voller Glück!
„Der Vater ist’s, ich kenn’ die Art!
Macht auf die Tür, er kommt zurück!“

Die Mutter spricht’s und fasst den Kleinen an der Hand.
Der schaut sie an mit strahlend frohem Blick:
„Ich hab’s geträumt, er kommt aus fernem Land.
Mein Vater, bringst Du uns das Weihnachtsglück?“

„Ja, sagt der Mann“, und kniet dann still
Am Bett des kranken Kindes nieder.
Er weint und sagt: „Wie Gott es will.
Lasst singen uns nun Weihnachtslieder.“

Das Bäumchen strahlt im hellen Kerzenlicht,
Die Kinder treten jetzt zum Weihnachtsbaum.
Ein Lobgesang aus tiefstem Kummer bricht,
erfüllt ist nun des Kindes Weihnachtstraum.
(1954)

Weihnachtsabend

An die hellen Fenster kam er gegangen
Und schaute in des Zimmers Raum.
Die Kinder alle tanzten und sangen
Um den brennenden Weihnachtsbaum.

Da pocht ihm das Herz, fast will es zerspringen,
Er ruft: „Oh, lasset mich ein!
Was Frommes, was Fröhliches will ich Euch singen
Zum Weihnachtskerzenschein!“

Die Kinder kommen, die Kinder ziehen
Zur Schwelle den nächtlichen Gast.
Still grüßen die Alten, die Jungen umknien
Ihn scheu in geschäftiger Hast!

Und er singt: „Weit glänzten da draußen die Lande
Und lockten den Knaben hinaus,
Mit klopfender Brust im Reisegewande
Verließ er das Vaterhaus.

Wohin er kam, die Kinder sangen,
Die Kinder weit und breit.
Die Kerzen brannten, die Stimmlein klangen,
Das war die Weihnachtszeit.

Er fühlte, dass er ein Mann geworden,
Denn hier gehörte er nicht dazu.
Hinter den hohen Bergen im Norden
Ließ ihn die Heimat nicht in Ruh.

An die hellen Fenster kam er gegangen
Und schaute in des Zimmers Raum.
Die Schwestern und Brüder tanzten und sangen
Um den brennenden Weihnachtsbaum!“

Da ward es, als würden lebendig die Lieder
Und nahe, der eben noch fern.
Sie blicken ihn an und blicken wieder,
Schon haben ihn alle so gern.

Nicht länger kann er das Herz bezwingen
Und breitet die Arme aus:
„Oh, schließet mich ein in das Preisen und Singen,
Ich bin doch der Sohn vom Haus!“

Neujahrsgruß

Nun steh'n wir an des Jahres Wende,
ein Jahr voll Sorge und voll Glück.
Wir reichen wieder uns die Hände
Und dankbar schauen wir zurück.

Viel Hoffnung hat sich nicht erfüllt,
Doch ruhig durften wir die Arbeit tun.
Die Friedenssehnsucht wurde nicht gestillt,
Doch konnten abends wir uns friedlich ruh'n.

Zur Jahreswende 1953

Die Weihnachtslieder sind verklungen,
Ein neues Jahr ging in das Land,
Wenn wir geweint, wenn wir gesungen
Und alles wie ein Traum entschwand,
So eilet schnell dahin die Zeit
Und fließt ins Meer der Ewigkeit.

Wenn mancher von uns Leid erfahren,
Gott gib ihm wieder Mut und Kraft,
Dass er nach schmerzensvollen Jahren
In Freude seine Arbeit schafft.
So wird's auf Erden immer sein,
Auf Regen folget Sonnenschein!

Die Lebenswege sind verschieden,
Manch einem strahlt nur Sonnenschein,
ein andrer wieder kennt hienieden
Nur Sorge, Kummer, Angst und Pein.
Doch was auch immer mag geschehen,
Die Liebe Gottes bleibt bestehen!

Drum wollen wir ihm ganz vertrauen,
Dass er uns treulich nimmt zur Hand,
Wir wollen gläubig aufwärts schauen,
Uns geben ihm als Unterpfand.
Mög' wenden er in dieser Zeit
Zur Freude alles Erdenleid!

Was uns dies neue Jahr wird bringen,
Das alles weiß nur Gott allein,
Ob es uns trägt auf leichten Schwingen,
Ob's Freude bringt, ob Schmerz, ob Pein.
Wir wollen bittend vor ihm stehen
Und ihn um seine Gnad' anflehen.

Er kann die Menschenherzen lenken,
Dass sie vom Bruderhass befreit,
Nur an das Glück der Menschen denken
Und so zum Frieden sind bereit.
Drum hoffen wir im neuen Jahr
Auf Gottes Hilfe immerdar.

Tod, Schmerz und Not

Postkarte von 1915

Bußgebet

Dein Volk, oh Herr, steht heut vor Deinen Toren
Im Bußgewand, in Demut und voll Schmerz.
Oh, lass es ein, das ohne Dich verloren,
Nimm Leidgebeugte an Dein Vaterherz!

Wenn es in Hochmut selbst zu schaffen wähnte,
Was ohne Deinen Segen nicht gelang,
Wenn es sich schnöde Deine Macht entlehnte
Und eitel Ruhmsucht nur sein Herz durchdrang.

Wenn Mütter ihre Kinder nicht mehr lehrten,
Die kleinen Hände falten zum Gebet –
Wenn Väter Deinem Wort den Rücken kehrten
Und keiner mehr um Deinen Segen fleht.

So blick erbarmend auf die Armen nieder,
Nimm die Verirrten in Dein Vaterhaus.
Demütig kniet ein Volk heut vor Dir wieder.
Es fleht zu Dir, Herr, weise es nicht aus.

Germanias Klage und Gebet

Mein armes deutsches Vaterland
Wie tut's mir in der Seele weh,
Wenn ich Dich so zertreten
Im Staub vernichtet seh!

Mein armes deutsches Vaterland
Wie stehst Du so verlassen da,
Auf Deinem Boden kniend
Fleht für Dich Germania!

„Gottvater in des Himmels Höhen
Erbarme Dich der Sünder!
Ich kann unseres Volkes Kinder
Nicht so qualvoll sterben sehen!

Erwecke doch im Weltgetriebe
Den Geist der Wahrheit, Nächstenliebe
Und hör' auf mein inbrünstig Flehen,
Lass Gnade überm Zorne stehen!"

Mein armes deutsches Vaterland
Wie standest Du einst herrlich da!
Auf Deinem Boden kniend
Weint um Dich Germania!

Klage einer Mutter

Oh, habt Erbarmen, habt Erbarmen,
Seht meinen Kummer, meine Pein.
Ihr schließt den Sohn, ein halbes Kind noch,
In dunkle Kerkermauern ein.

Warum hab ich ihn nur geboren?
Er war so fromm, er war so gut,
Und nun ist er für mich verloren,
An seinen Händen klebe Blut.

Ihr sagt es, doch bei Gott ich schwöre,
Er tat es nicht aus blinder Wut.
Es war Befehl, sein Herz erbebte
Und schrie: „Mein Gott, unschuldig Blut!“

Doch, „Vorwärts“, hieß es ohne Gnade,
„Geh’ ans Gewehr und fasse Mut.“
„Oh, läg ich in der Totenlade“, so schrie sein Herz:
„Unschuldig Blut.“

Und hinter ihm, da standen Schergen,
Den Lauf gerichtet auf sein Herz.
Er konnt die Not nicht mehr verbergen
Und zitterte in Angst und Schmerz.

Da war's geschehen, und Todesschreie,
Sie drangen gellend an sein Ohr.
„Ich bin ein Mörder, Mutter, Mutter“,
So klang es ringsherum im Chor.

Da fiel er hin, und tiefes Dunkel
Bedeckte gnädig seine Not,
Und ringsherum im Gotteshause
Hielt reiche Ernte nun der Tod.

Man trug ihn fort. Als er erwachte,
Das Grauen kam zu ihm zurück.
Da schrieb er: „Liebe, liebste Mutter,
Gib mir zurück mein Kinderglück !“

Nun sitzt er hinter Kerkermauern
Und wartet täglich auf den Tod. –
„Ihr fremden Männer, habt Erbarmen,
Seht einer Mutter tiefste Not.“

Oh, schenkt mir doch sein junges Leben,
Ich gab es ihm, es war mein Glück,
Ich will Euch meines dafür geben.
Oh, gebt mir meinen Sohn zurück!
(1953)

Milde Gaben

Ein Scherflein nur die Leute geben.
Zu wenig wie mir scheint und zu geringe,
Zu helfen und zu schützen uns'rer Helden Leben -
Das halt ich für das größte aller Dinge.

Zu viel? Sie sagen es, weil sie nicht wissen,
Was opfern heißt, in dieser ernsten Zeit -.
Da draußen todesmutig kämpfen müssen
Und zu dem höchsten Opfer stets bereit.

Wer kann die Größe dieser Wehr ermessen?
Wer kennt die Kämpfe unserer Heldenschar?
Wisst Ihr, was in der Heimat sie besessen?
Wie schwer der Abschied von den Lieben war?

Wisst Ihr, wie all ihr heißes Sehnen
Der Heimat gilt, für die in dunkler Nacht
Sie einsam auf dem Posten draußen stehen
Und halten auch für Dich die Wacht?

Wenn die Granaten berstend niedersausen,
Den Tod verkündend weit und breit,
Wenn in der Luft die Kraftmotore brausen,
Ein jeder steht zum Kampf bereit.

Was wisst Ihr von dem Opfer dieser Helden,
Die für euch draußen blutend Wache stehen?
Und niemals könnt ihr das mit Gold vergelten,
Was schon durch sie da draußen ist geschehen.

Und Liebe fordernd stehen sie nun vor Dir.
Das ganze Herz voll Liebe sollst Du geben!
Sie fordern es von Dir und auch von mir,
Zu pflegen und zu schützen jetzt ihr junges Leben.

Du bringst kein Opfer. Selbst die größte Gabe
Ist Scherflein nur und winzig klein.
Und gäbst Du dahin Dein ganzes Habe,
Der Helden Opfer wird doch größer sein.[1]

1 Das Gedicht entstand anlässlich einer Sammlung des Roten Kreuzes.

Willst Du des Lebens Sinn und Zweck …

Willst Du des Lebens Sinn und Zweck verstehen,
So musst Du erst durch tiefstes Leid hingehen.
Nur wenn das Herz in heißem Kampfe ringt,
Die Seele es zu höh'rem Denken zwingt.

Was ist das Leben, Kind?

Was ist das Leben, Kind? Ein ewig Jammern,
Ein ewig Abschiednehmen, ewiges Trennen.
Konnt denn Dein Herz das meine nicht umklammern?
Hat selbst mein Auge Dich nicht halten können?

Traumdunkle Nacht

Traumdunkle Nacht –
Wo noch ein einsam Herze wacht,
Das sich in heißem Schmerz verzehrt –
Da breite deine Schleier leis' und sacht –
Traumdunkle Nacht!

Zu spät

Es gibt zwei Worte schicksalsschwer
Von unermessenem Leid,
Der Wehschrei sind sie deiner Seele
Bis an den Rand der Ewigkeit.

Sie drücken sich als Schwert der Schmerzen
Erbarmungslos in deine Brust,
Sie senken sich wie Nebelkerzen
Auf jeden Atemzug nach Luft.

„Zu spät!“ – Wenn auch die Tränen rinnen
In heißem, unermess’nem Leid, -
Sie löschen nicht die Qual da drinnen
Bis an den Rand der Ewigkeit.

Klage

Dunkle Fichten ragen düster
Klagend in die Einsamkeit.
Und ich stehe unter ihnen
Klagend auch mein tiefes Leid.

Sitzt ein Vöglein in den Zweigen,
Singt ein einsam Klagelied
Und mit heis'ren Klagetönen
Eine Krähe vor mir flieht.

Warum fliehst Du, schwarzer Vogel?
Willst Du Unheil mir verkünden,
Weil Du erblickest meine Tränen
Und die vielen meiner Sünden?

Ihr bunten Vögel

Was seht ihr mich so traurig an,
Ihr bunten Vögel der Gedanken?
Wer hat versperret Euch die Bahn?
Wer wies euch in die engen Schranken?

Wie ward ihr einst so froh und heiter,
Wie floget ihr so weit hinaus.
Ihr ward mir sonnige Begleiter
Und brachtet Frohsinn in das Haus.

Wie glänzend waren eure Flügel,
Wie spanntet ihr sie straff zum Flug
Und floget über Tal und Hügel
Und niemals war es euch genug!

Wollt ihr keinen Flug heut' wagen?
Sind euch die Flügel schon so lahm?
Sind eure Lieder nur noch Klagen
Und wisst ihr auch, woher das kam?

Unbarmherziges Leben

Leben, unbarmherziges,
Kämpfen soll ich und ringen?
Was forderst Du von mir?
Mich selbst und Dich bezwingen?

An Klippen drängst Du mich,
Dem Abgrund zu!
Kämpfen soll ich mit schwacher Kraft?
Oh, Leben, was forderst Du?

Kämpfen soll ich in stürmischer Nacht,
Mich gegen Dich stemmen mit sinnloser Macht?
Ich war doch ein sorglos, glückliches Kind,
Nun gibst Du mich preis dem sturmwilden Wind.

Einst nahmst Du das Mädchen an die Hand
Und führtest es durch ein Sonnenland.
Viele Blumen sah es am Wege winken,
Du ließt es aus goldenen Bechern trinken.

Und Rosen warfst Du ihm in den Schoß,
Oh, Leben, das Glück war übergroß!
Nun nimmst Du es wieder, Stück für Stück,
Vorüber die Sonne, vorüber das Glück.

Du versprachst noch so viel,
Hast Dein Wort nicht gehalten!
Wohl auf denn zum Kampf
Gegen Sturm und Gewalten!

Wenn die Tage sich jähren

Wenn die Tage sich jähren,
Die längst entschwunden,
Dann zerrt es und reißt es
An den alten Wunden.

Dann stehen sie da,
Mit blassen Wangen,
Die Tage des Glücks
Von Leid umfangen.

Dann dämmert es durch
Die tiefste Nacht,
Dass auch Dir einmal
Das Glück gelacht.

Ich knie an dem Altare …

Ich knie an dem Altare
In tiefem Schmerz,
Wo sich mit Dir verbunden
Mein zagend Herz.

Du liegst in fremder Erde.
Ich bin allein –
Und knie an dem Altare,
Wo ich ward' Dein.

Soldatengrab

Kein Kreuzlein steht auf Deinem Grab
Und keine Blume blüht.
Sei still, das Kreuz trag' ich Dir nach,
Und im Herzen glüht
Die Liebe heiß – und Blumen blüh'n
An heilig stillem Ort.
Als Auferstand'ner lebst Du mir
In tiefstem Herzen fort.

Sehnen

Wenn die Sonne untergeht
Und ihre letzten Strahlen sendet,
Dann halt' ich inne zum Gebet
Den Blick nach Westen hingewendet:

„Oh, Gott lass die scheidende Sonne,
Wenn sie über Frankreich zieht,
Grüßen die teu're Stätte,
wo er begraben liegt.

Und lass auch Sonnenblumen
Auf seinem Grabe blühn
Und, ach, ein einz'ges Mal nur
Mich dorten niederknien."

Zum Gedenken

Zum zehnten Male jährt sich nun der Lenz,
Da uns're Liebe einst geschieden
Und man in fremde Erde Dich gebettet,
Dass Du nach schwerem Kampfe fandest Frieden.[1]

Zum zehnten Male kehren Schwalben wieder
Aus fernem Land in heimische Gefilde.
Du aber kehrst nie mehr zurück
Und weinend steh' ich heut vor Deinem Bilde.

Schon schwellt der Saft der Bäume starre Äste,
Die Knospen brechen auf zum Tageslicht.
Doch Deine Kammer sprengt kein Frühling,
Ob mir auch gleich das Herz darüber bricht.

Und kehrtest Du zurück aus Deiner Kammer
Und sähest die Welt, so herzlos kalt und leer,
Du würdest weinen über all den Jammer
Und Deine Freunde kenntest Du nicht mehr.

[1] *1928 jährte sich der Todestag von August Kehl zum 10. Mal.*

Drum schlafe nur in ferner, fremder Erde,
Du teilst sie ja mit Deutschlands besten Söhnen.
Und war auch schnöder Undank Euer Lohn,
Gott wird dereinst die Edlen krönen.

Du fasstest uns mit Deinen treuen Händen
Und führtest uns in fernes, fremdes Land.
Kommt, lasst uns diesem hier den Rücken wenden,
Mit diesem Volk verbindet uns kein Band!

Nach Jahren

Am Ofen sitzt ein bleiches Weib,
Zwei Knaben ihr zur Seite,
Die müden Hände gefaltet im Schoß
Das Auge sucht mit Sehnen die Weite.

Oh, lehr' es mich fassen, allgütiger Gott,
Der Liebste gefallen, der Vater tot.
Das treueste Herz, das für uns schlug,
In Feindesland man zu Grabe trug.

Meine Kinder mit sehnenden Schmerzen
Ruhen nimmer mehr am Vaterherzen
Und nie mehr lieget ihre Hand in der seinen:
Kommt, Kinder, lasset uns weinen, nur weinen!

Ein Traum

Am Friedhofsweg in Feindesland
Im Dämmerlicht der Linden,
Da irr' ich müde hin und her
Suchend nach 'nem teuren Grab
Und kann es doch nicht finden.

Da hör' ich, sich die Friedhofstür
In ihren Angeln drehen,
Und sehe einen greisen Mann
Mir gegenüber stehen.

„Du fremdes Weib, kenn' Deine Schmerzen
Und fühl Dein Leid in tiefstem Herzen.
Sieh, das Grab mit dieser Rosenfülle
Ist Deines Liebsten Grab –
Wein' nicht mehr – sei stille!" –

Des Spielmanns Treue

Ein Spielmann kommt alljährlich in die Stadt,
Spielt in den Gassen wehe Lieder.
Sein Bart ist grau, das blaue Auge matt.
Ich freue mich, seh ich den Alten wieder.

Sein kläglich Spiel, sein Lied so schwach,
Es ruft in mir Erinn'rung wach.
„Ihr lieber Mann, mein guter Korporal,
Er starb so früh," so spricht er jedes Mal.

„Zusammen zogen wir ins Feld,
Er war so treu und starb als Held!"
In seinen Augen sah ich Tränen stehen,
drückt mir die Hand und wendet sich zum Gehen.

Das Geldstück nahm er nicht, das ich ihm bot,
„Das Lied gilt meinem Kamerad, der lang' schon tot.
Ihr braucht das Geld für Euch und Eure Jungen,
Der Vagabund hat heut aus Lieb' und Treu' gesungen."

„Mein guter Kamerad", hör' ich noch singen
Und seine Geige leis' erklingen.
„Gott schütze Euch!" ruft er mir zu,
„Wir alle finden einmal Ruh'."

So zieht er fort durch Dorf und Stadt,
Verlacht, verhöhnt von Alten und von Jungen.
Ich aber dank ihm, dass er heut' gesungen
Und Treu' und Freundschaft so bewahrt.

Sehnsucht

Die Sehnsucht, ja sie ruft nach Dir …
Hörst Du sie nicht in fremder Erde Schoß?
Spürst Du die Liebe nicht, die namenlos,
Die sich in Qual verzehrt nach Dir?

Die Sehnsucht, ja sie ruft nach Dir …
Nun, da ich einsam bin und so allein!
Komm, lass uns beide still zusammen sein,
So wunschlos still, doch Du bei mir.

Ich war allein …

Ich war allein und fern vom Weltgetriebe,
Da zog ein heißes Sehnen in mein Herz.
Ich suchte Menschen, suchte Freundesliebe,
Frei wollt ich sein von Sorge und von Schmerz.

Ich legt' mein Sorgenbündchen schnell beiseite
Und zog mir an ein helles Sommerkleid.
Da schlug mein Herz in neuer Lebensfreude
Und wie ein Hauch entfloh vor mir das Leid.

Doch als ich stand im hellen Lichterschein,
Umbraust von rauschender Musik,
Da wußt' ich erst, wie einsam und allein
Ich war, wie freudlos, ohne Glück.

Und leise weinend schlich ich mich hinaus,
Mitleidig sah der Mond herab.
Da stand ich wieder vor dem grauen Haus
Und ringsum Stille, wie im Grab.

Die Last ist fast erdrückend …

Die Last ist fast erdrückend,
Das Elend und die Not.
Sie rütteln an inneren Festen,
Sie treiben uns in den Tod.

Herr, lass mich reuigen Sünder
Erbarmen flehend vor Dir steh'n.
Ich bitt' nicht für mich, für meine Kinder,
Oh, lass sie bessere Tage seh'n.

(1923)

Soll ich wohl den Mut verlieren ...?

Soll ich wohl den Mut verlieren,
Alles grau und trübe sehen?
Dieses öde Dasein führen,
Freudlos immer weiter gehen?

Soll ich scheel nach andern sehen,
Die nicht drückt die Notverordnung?
Die ihr Geld ins Ausland brachten
Und dann denken, 's wär in Ordnung.

Alles steht heut' auf dem Kopfe.
Was man heute unterzeichnet,
Morgen wird es uns gereuen
Und es finden ungeeignet.

Was heute gut, ist morgen schlecht,
Was gestern klug, scheint heute List.
Keiner macht's dem andern recht
Und niemand weiß, was richtig ist.

Da soll man nicht den Mut verlieren,
Alles grau und trübe sehen?
Muss wohl dies öde Dasein führen,
freudlos immer weitergehen.[1]

1 Dieses und das folgende Gedicht wurden 1931 vor dem Hintergrund der Brüningschen Notverordnungspolitik geschrieben. Heinrich Brüning war Reichskanzler von 1930 bis 1932 und regierte mit Minderheitenkabinetten aufgrund der Notverordnungen des Reichspräsidenten von Hindenburg.

Wortbruch

Wie soll ich's fassen und verstehen?
Vorbei, vorbei, es nagt der Schmerz!
Was soll allein im Kampf ich stehen,
Dein zagend Weib möcht fliehen an Dein Herz!

Siehst Du die Tränen nicht und meine Pein?
Siehst nicht der Hände krampfhaft Ringen?
Warum lässt Du Dein armes Weib allein?
Hörst Du nicht der Seele Saiten springen?

Willst Du noch ruh'n in Feindesland,
Derweil man deine Kinder darben lässt?
Du gabst Dein Leben hin als heilig Pfand
Dem Vaterland, das schmählich uns verlässt.

Steht auf, Ihr Väter, säumt länger nicht!
Schützt Eure Kinder vor dem Vaterland,
Das jetzt sein heilig Wort den Kindern bricht
Und Steine gibt statt Brot mit kalter Hand!

Sie morden meuchlings manches Mutterherz,
Das ringend hart im Kampfe steht!
Sie kümmert nicht die Sorge und der Schmerz,
Und uns' re Klagen nur der Wind verweht.

Sie trachten nach dem heilig hohen Gut,
Das treue Väter mit dem Blut errungen.
Sie wissen nicht, wie weh der Hunger tut,
wenn der Hoffnung Saiten all zersprungen.

Steht auf, Ihr Väter, säumet länger nicht!
Schützt Eure Kinder vor dem Vaterland,
Das jetzt sein heilig Wort den Kindern bricht
Und Steine gibt statt Brot mit kalter Hand!

Für meinen Bruder

„Er hat geglaubt!“
So klang an seinem Grabe
Aus Priestermund
ein tröstlich Wort.

„Er hat geglaubt!“
Welch köstlich hehre Gabe!
Das Wort vom Kreuz
War seines Lebens Hort.

„Er hat geglaubt!“
Wie dürfen wir noch klagen?
An seinem Grabe
Wehet Hoffnung auf.

„Er hat geglaubt!“
Wie dürfen wir verzagen?
Sein Glaube führt
Auch uns zu Gott hinauf.[1]

1 Pfarrer Otto Konze starb 1930

An den Schmerz

So komm denn, alter Weggenosse,
Du bleibst mir treu, wenn alles mich verlässt.
Du schreitest stets an meiner Seite,
Du hältst mit starkem Arm mich fest.

Du hältst in eifersücht'gem Grollen
Fern von mir den Sonnenblick.
Wo mich die Freude grüßt,
Weist Du in wildem Zorn sie jäh zurück.

Du saßest treulich mir zur Seite,
Wenn ich mich schaudernd von Dir wandt
Und sah ich scheu nach jener Seite,
Du drücktest fest mir meine Hand.

So hab' ich mich an Dich gewöhnt,
Du bist mein Halt, Du alter Freund.
Wir beide woll'n gemeinsam gehen
Bis hin in alle Ewigkeit.

In mondheller Nacht ...

Du einsamer Stern in mondheller Nacht,
Hast in mir wieder das Sehnen entfacht –
Sehnen nach Liebe in meinem Herzen,
Das Sehnen mit Qualen und Schmerzen.

Du einsamer Stern in mondheller Nacht,
Durch Dich ist mir wieder das Leid erwacht –
Das Leid mit Qualen und Schmerzen,
Das tief ich verschloss in meinem Herzen.

Du blinkender Stern in mondheller Nacht,
Durch Dich ist mir Sehnsucht und Leid erwacht.
Die tiefen Qualen, die heißen Schmerzen
Lass sie ruhen und schweigen in meinem Herzen.

Scheint es gleich so, ...

Scheint es gleich so, als ob nun im Vergessen
Mein müdes Herz sich hin zur Sonne wende.
Könnt Ihr ein Leid so groß und tief ermessen?
Glaubt Ihr, dass meine Seele Ruhe fände?

Wer nie die Dornen auf dem Haupte trug,
Und wer die blut'gen Tränen nicht geweint,
Der weiß es nicht, wie schwer am Kreuz ich trug,
Dass mir die Welt nur öd und leer erscheint,

Dass ich das Erbe, das in seinen Söhnen
Er mir zurückließ, wohl verwahret hab',
Dass ich getrotzt der Welt und ihrem Höhnen,
Und ihnen nur, was gut und edel, gab,

Dass mein Herz in langer Nächte Grauen
Angstvoll gezittert um die junge Seele,
Dass oftmals mich verließ mein Selbstvertrauen,
Mich ängstlich fragend, ob auch ich nicht fehle,

Dass ich die Groschen oft gezählet,
Um Kinderwünsche zu erfüllen,
Wenn das Wenige noch ward geschmälert,
Mich Sorgen fast erdrückt im Stillen.

Was wisst Ihr, die Ihr betreuet sitzt,
Von Gattenhand behütet und gepflegt,
Die Euch und Eure Kinder wohl beschützt
Und Euer Lebensschicksal teilt und trägt?

Kennt Ihr den trotz'gen Mut, aus Not geboren,
Der nur auf Gott und auf sich selbst vertraut?
Und wenn gleich alles, was ihm lieb, verloren,
Dennoch vertrauend in die Zukunft schaut?

Was wisst Ihr, die Ihr wohl betreuet sitzt
Auf weichem Polster, hinter Kaffeetassen
Und Euch ob des Nachbarn Schuld erhitzt
Zum Richter setzt ob seines Tuns und Lassen?

Mein blasser Traum ...

Mein blasser Traum, Du Tröster meiner Nächte,
Mein letztes Glück in meiner Einsamkeit.
Und wenn man mir die Welt zum Opfer brächte,
Ich möchte ohne diesen Traum nicht sein.
Wenn leis' die Nacht den dunklen Mantel breitet,
Seh' ich Dich fahl und fern im Nebel stehen.
Dann heb' ich betend meine Hände:
Oh, geh' nicht fort, mein Traum, Dir gilt mein Flehen.
Nun hast Du mich aus tiefem Schlaf erschreckt,
Hast all mein Sehnen und mein Leid erweckt,
Das ich verschloss in meines Herzens Schrein,
Dass nie erwecke es der Sonnenschein.
Du bist so jung, wie kannst Du es verstehen,
Wenn alte Herzen Jugendwege gehen?

Jetzt trag ich wieder all das schwere Leid,
das mir so gütig tragen half die Zeit.
Nun ist es wieder dunkel um mich her,
Der Lebensweg so trostlos, hart und schwer.

Einsamkeit

Einsamkeit, ernsthafte Frau,
Du gingst mit mir so manches Mal.
Du warst mir Glück und warst mir Qual,
Du stehst bei mir, wohin ich schau!

Ich habe sie nicht gesucht, die Einsamkeit, und dennoch geht sie Schritt für Schritt neben mir. Ich habe die Menschen gesucht und bin dann immer wieder enttäuscht in die Einsamkeit geflohen. Manchmal habe ich mich aufgelehnt gegen diese Stille, die mir die Nerven zerriss und die ich körperlich, schmerzlich zu empfinden glaubte.

Ich habe sie von mir gewiesen, diese lähmende Last, die sich mir auf die Seele legte. Meine Seele hat geschrieen nach Menschen, nach Leben, nach Sonne und Licht. Dann kam sie wieder, die stille Frau. Sie legte mir die Hände auf die Augen, dass es dunkel wurde und ich nichts mehr sehen konnte.

Tod der Ehefrau

Du weinst, mein Kind, wie tröst ich Dich?
In Dunkelheit und tiefer Stille
Versiegt, versiegt des reinsten Lebens Fülle,
Der schönsten Blume Kelch verblich. –

Sieh', ich bin ärmer noch als Du,
Denn unbewusst hast Du sie nur genossen.
Ich hielt mit meiner Seele sie umschlossen,
Mir war sie Atem, Balsam, Kraft und Ruh'.

Aus leichtem Schlummer schrecktest Du empor,
Ich aber liege wach beim Licht der Sterne,
Dem Himmel klagend, dass ich fassen lerne,
Dass meine Sonne ihren Glanz verlor.

Dass jene Hände mir erkaltet sind,
Die sich auf meine Stirne senkten
Und mir des Friedens Himmelskühle schenkten
In mancher Nacht. – Ja, lass uns weinen, Kind!

Der Tod einer Bäuerin

„Friedel, hörst Du mich, Friedel, liebe Friedel.“ Ein Schluchzen erstickte die weiteren Worte des starken Mannes, der vor dem Krankenbette seiner Frau in die Knie gesunken war und seinen Kopf in den Decken vergrub. Die müden Lider der blassen Frau mit dem Madonnengesicht hoben sich und ein fragender, erstaunter Blick glitt über die zusammengesunkene Gestalt des Mannes. Der hob den Kopf mit wilder Gebärde, dass die dunklen Haarsträhnen in den Nacken flogen.

Angst, wahnsinnige Angst starrte ihr aus den Augen des Mannes entgegen. Zwei heiße Tränen perlten aus ihren seelenvollen Augen über die verhärmten Züge. Er wagte es nicht, ihre Hand zu berühren. Wie eine Heilige kam sie ihm vor, und ein Abgrund himmelweit tat sich vor ihm auf, der ihn von dieser Frau, seiner Frau, trennte, die ihn geliebt mit ihrer reinen Seele, ihn, den Rohling, der ihre Seele misshandelt hatte, dass sie unter der Wucht des Schmerzes zusammenbrach und deren Liebe er sich durch seinen Jähzorn für immer verscherzt zu haben glaubte.

„Friedel, ich kann nicht leben ohne Dich, ohne Deine Liebe. Stirb nicht Friedel, geh nicht von mir, es soll anders werden,“ rang er sich stöhnend von seinen Lippen. Ein heller Schein wie Abendglühen flog über das Gesicht der stillen Frau. Langsam tastend suchte ihre kleine weiße Hand die rauhe Arbeitshand des Mannes. „Wilhelm, hör mir zu, ich habe nie aufgehört, Dich zu lieben, hörst Du, Wilhelm? Schwer war es, Wilhelm, aber ich halte Deine Hand, Du spürst den Druck. Glaubst Du nicht, dass ich Dich noch immer lieb habe, immer geliebt habe, so wie Du bist?“

Er wollte aufspringen. Er stöhnte, wie ein Tier stöhnt, wenn es leidet. Aber sie hielt ihn mit sanftem Druck zurück: „Bleibe, Lieber, bleibe. Ich muss Dir danken für alles. Du warst nicht nur hart zu mir, Du gabst mir auch Liebe, viel Liebe. – Weißt Du noch Wilhelm, als die schwarzen Männer meine Mutter hinaus trugen, und Dein Vater das bitterlich weinende kleine Mädchen in Euren Hof aufnahm? Da standest Du vor der Tür und hattest einen dicken Apfel in der Hand. Als Du mich weinen sahst, kamst Du schnell gelaufen und gabst mir mit abgewandtem Gesicht die Frucht. Ich freute mich, so wie Kinder sich freuen und wischte die Tränen von den Augen. Du hattest mir über den ersten großen Schmerz meines Lebens hinweggeholfen. Das war die erste Liebe, Wilhelm. Später, als Du das arme Mädchen, das nichts als die paar Kleider hatte, die auch wieder Geschenke Deiner Eltern waren, zur Bäuerin erhobst, das war Deine große Liebe, ich weiß es."

Der Bauer schweigt eine Weile und, als ob er sie nicht gehört hätte, erwidert er: „Ich schäme mich Friedel, wie musst Du mich verachten! – Liebe war es von Dir, als Du mir mit aller Kraft, die Dir zu Gebote stand, die Hacke entwendet hast, dass ich nicht zum Mörder wurde, als ich auf den störrischen Knecht losschlagen wollte, und wie habe ich Dir gedankt? Erinnerst Du Dich? Die Hacke entglitt meiner Hand und in maßlosem Zorn erhob ich die Hand gegen Dich." –

„Nichts mehr davon, Wilhelm! Ich bitte Dich darum, ich weiß es, Du leidest ebenso wie ich. Denk an die Kinder, Wilhelm! Unsere sechs Blondköpfe und der Älteste, der Wilm, er hat Dein Haar, Deine dunklen Locken." –
„Und meinen Jähzorn, Gott sei's geklagt," stöhnte der Mann.
„Er hat aber auch Dein goldenes Herz. Der Wilm braucht viel Liebe und ein gutes Vorbild. Gib ihm beides. Um die anderen sechs ist mir nicht bange. Sie sind leicht zu lenken, sie sind schmiegsam." Die Frau sank erschöpft in die Kissen zurück und schloss die Augen. Der Bauer sprang auf in Angst und Schmerz und zog sie an sich.

„Wilhelm," sagte sie, „Wilhelm, Dein Herz, es war schon immer schwach. Die treue Seele, die Annemarie, wird Dir helfen, wenn ich nicht mehr bin. Die Kinder, Wilhelm, sind Deine Lebensaufgabe, erfülle sie!"

Er hielt sie fest in seinem starken Arm, und ihre Augen schlossen sich. Der Bauer wähnte seine Frau nur schlafend, so leise war ihre Seele dem zarten Körper entflohen. Als er die Schwere des Körpers in seinem Arm empfand, durchfuhr ihn ein jäher Schreck. Er ließ die Tote in die Kissen gleiten. War dies das Ende? Das Ende, mit dem er gar nicht gerechnet hatte, nicht hatte rechnen wollen? Er hat gutmachen wollen, wo er gefehlt, und nun war diese edle Seele von ihm gegangen und hatte ihm die Möglichkeit zu sühnen genommen.

Der Bauer stürzt hinaus aus dem stillen Raum hinüber in das Wohnzimmer. Er reißt ein Gewehr aus dem Schrank und will seinem Leben ein Ende machen. Ein gellender Schrei, „Vater, lieber Vater", lässt ihn erschrocken aufblicken. Der Wilm starrt ihn mit großen, entsetzten Augen an. Jetzt findet er Worte. „Vater, ich habe alles gehört. Die Mutter will, dass Du lebst, für uns." Geschwind fasst er des Vaters Hände und fährt fort: „Die Kleinen brauchen uns, Vater, Dich und mich. Wir wollen sie gut behüten."

Beschämt schlägt der starke Mann seine Augen nieder.

Literaturverzeichnis

Dehio, G.,	Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler-Hessen, 1966
Demandt, K.-E.,	Geschichte des Landes Hessen, Kassel 1980
Engelhardt, G.,	Mardorf - mein Heimatdorf, Teil 1; in: Homberger Hefte Nr. 24 / 1981
Gebhardt, B.,	Handbuch der Deutschen Geschichte, 9. Aufl., Bd. 3, Stuttgart 1970
Heinemeyer, K.,	Homberg in Hessen, Kassel 1986
Huck, G.,	Sozialgeschichte der Freizeit, Wuppertal 1980
Junker, G.,	Chronik Caßdorf, Homberg 1986
Kaiser, E.,	Ein Städtchen singt sein altes Lied, Homberg, o.J. Geschichte der Stadt Homberg 1648 - 1920, Homberg 1982
Maifarth, A.,	Berge erzählt aus seiner Geschichte, in: Kreisblatt für Fritzlar-Homberg vom 16.02.1952
Niemann, H.-W.,	Vom Faustkeil zum Computer, Stuttgart 1984
Rose, K.-J.,	Die Post in Homberg, Selbstverlag, Homberg 2000
Ruppel, H., / Schwalm, J. H.,	Schnurrant aus Hessenland, 1. Aufl. 1933
Vesper, W.,	Der Kreis Homberg, Marburg 1908